

Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Dukes-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 64—64-A. Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000 Ausland 20 Mark
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 52

São Paulo, 22. Juni 1911

VI. Jahrg.

Zur Reorganisation des deutschen Konsulatdienstes

Wir hatten schon mehrfach Gelegenheit, Ausführungen zu diesem Thema wiederzugeben, die in der reichsdeutschen Presse, in Abhandlungen und von der Tribüne des Reichstages gemacht worden waren. Bei aller Anerkennung des guten Willens und der Fähigkeiten der Konsularvertreter des Deutschen Reiches hat sich doch dem Auslandsdeutschen schon lange die Ueberzeugung aufgedrängt, daß eine Reorganisation des Konsulatsdienstes erforderlich sei. Namentlich die Beobachtung, daß die Konsuln gewisser anderer Nationen viel ersprießlicher im Interesse ihres Landes wirken können, obwohl sie als Persönlichkeiten den deutschen Konsuln nicht überlegen, oft nicht einmal gewachsen sind, hat diese Ueberzeugung bestärkt. Seit Jahren sind auch weite Kreise im Deutschen Reiche selbst derselben Ansicht geworden, und die von uns früher wiedergegebenen Ausführungen sind dieser Erkenntnis entsprungen. Auch das Auswärtige Amt beschäftigt sich seit einiger Zeit mit der Frage, scheint aber eine befriedigende Lösung noch nicht gefunden zu haben. Da muß als ein wertvoller Beitrag die kleine Schrift erscheinen, die Prof. Dr. Bernhard Harms unter dem Titel „Weltwirtschaftliche Aufgaben der deutschen Verwaltungspolitik. Zugleich ein Beitrag für die Reform des Konsulatswesens“ im Verlage von Gustav Fischer in Jena kürzlich erscheinen ließ. Herr Harms, ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der Universität Kiel, ist einer jener jüngeren Nationalökonomien, die mit vorurteilslosem Blick und scharfem Verstand an die Probleme des Wirtschaftslebens herantreten und uns schon wertvolle Beiträge zur Lösung mancher brennenden Frage der Theorie und der Praxis geliefert haben. Darum verdient auch seine neueste Schrift die ernste Beachtung aller Auslandsdeutschen.

Harms stellt an die Spitze seiner Betrachtungen den Satz, dessen Richtigkeit schwerlich bestritten werden wird, „daß die auswärtige Politik in der Schaffung und Erhaltung von Absatzgebieten eine ihrer wesentlichsten Aufgaben sieht“. Eine gründliche Kenntnis des Wirtschaftslebens scheint daher

für den deutschen Konsul, der draußen in der Welt wirtschaftliche Interessen seiner Nation wahrnehmen soll, eine Selbstverständlichkeit zu sein, und doch sieht es nach Harms, der auf diesem Gebiete persönliche Erfahrungen gesammelt hat, damit höchst betäubend aus: „Es kann nicht gelengnet werden, daß der junge Beamte des auswärtigen Dienstes heute in der Regel in einem Zustand der Unerfahrenheit hinausgeschickt wird, der nicht selten Mitleid erweckt.“ Harms erzählt, daß es ihm selbst passierte, daß „ein deutscher Konsul mir Schafwolle demonstrierte, die in Wirklichkeit Baumwolle war, und ein junger Vizekonsul mich vertrauensvoll fragte, welches Land die meisten Kokslagerstätten habe.“

Daß Harms' Tadel nicht vereinzelte Fälle trifft, geht aus seiner weiteren Äußerung hervor, die, wenn sie zutrifft, eine überaus schwere Anklage darstellt:

„Ich gehöre zu den wenigen Menschen in Deutschland, die jene Konsulatsberichte ziemlich regelmäßig lesen . . . Sie leiden unter entsetzlich großem Zahlenmaterial, um das sich immer weniger oder doch farbloser Text gruppiert . . . Gewiß sind solche Zahlen sehr wichtig, wenn sie etwas weniger veraltet in die Hände der Leser kämen. Aber sie wimmeln in der Regel von Fehlerquellen, was bei dem Mangel an statistischer Schulung ihrer Autoren ja auch kein Wunder ist . . . Ich will, um gerecht zu sein, hinzufügen, daß draußen vielfach behauptet wird, das Reichsamt des Innern „verderbe“ die Berichte!“

Aber noch unglaublichere Anklagen erhebt Harms gegen die Zustände in den wichtigsten Konsulaten:

„Der Konsul soll einen umfangreichen literarischen Apparat zur Hand haben, was am Ende selbstverständlich ist. Und doch sieht es in dieser Beziehung traurig aus. Ich habe die sogenannte „Bibliothek“ des Generalkonsulats in Kalkutta besichtigt (in der Absicht, sie zu benutzen) und bin aus dem Staunen nicht herausgekommen. Solche Armseligkeit in den Bücherbeständen spottet jeder Beschreibung. Und ähnlich fast überall! Die Konsuln sind durchweg auf ihre Privatbibliotheken angewiesen und empfinden diesen Mangel sehr schwer. Ueberdies eine Fülle von Schreiberei, da ob jedes

größeren Werkes, das angeschafft werden soll, nach Berlin berichtet werden muß! Will zum Beispiel ein Konsulat, dessen Atlas aus dem Jahre 1880 stammt, einen neuen sein eigen nennen, so hat es beim Auswärtigen Amt die Genehmigung einzuholen. Das sind ganz unhaltbare Zustände. Jede Dorfschule hat in Deutschland einen Bücheretat, da sollten doch auch die Konsulate keine Ausnahme machen, sondern eine bestimmte Summe jährlich für Bibliothekszwecke zur Verfügung erhalten . . . Der Handelssachverständige ist zurzeit mehr oder weniger Briefschreiber, auf den man die Beantwortung aller einlaufenden nur einigermaßen mit dem Wirtschaftsleben zusammenhängenden Fragen abläßt. Dabei wird ihm aber grundsätzlich jede Schreibhilfe verweigert. Sogar seine Berichte muß er selbst abschreiben, da die Konsulatschreiber hierzu in der Regel keine Zeit haben. So vergeudet er seine Arbeitskraft größtenteils mit stumpfsinniger Schreibe- arbeit, die ebensogut ein Subalternbeamter besorgen könnte. Geht der Handelssachverständige auf die Reise, so bleibt alles hübsch liegen, so daß er sich nach seiner Rückkehr zunächst einmal wochenlang mit der Post zu beschäftigen hat.“

Liegen die Zustände wirklich so, wie sie hier ein Sachkenner beschreibt — und daran zu zweifeln, liegt nicht der geringste Anlaß vor! —, so hätte man hier nur ein neues, allerdings sehr kras- ses Beispiel für die in den letzten Jahren leider öfters beobachtete Tatsache, daß in den Aemtern, ungeachtet aller Bestrebungen, alte bureaukratische Zöpfe abzuschneiden, häufig immer noch ein be- dauernswert geringes Maß von kaufmännischem Geist und kaufmännischer Verwaltung zu finden ist, und darin liegt eine bedenkliche Verschwendung von Nationalwohlstand, denn jede Verzettlung und Lahmlegung wertvoller Arbeitskräfte ist eben eine Verschwendung, wie sie kein Kaufmann sich je er- lauben dürfte, ohne empfindliche Einbuße zu erleiden.

Harms aber ist nicht nur ein Neugieriger, son- dern auch ein Wegweiser zu besseren Zuständen. „Wir sollten vor allem darauf bedacht sein, unsern Verwaltungsbeamten eine für ihre weltwirt- schaftlichen Aufgaben hinreichende Ausbildung zu geben.“ Harms setzt eingehend auseinander, daß Deutschland vollkommen rückständig ist in der Ver- breitung weltwirtschaftlicher Kenntnisse, daß seine Universitäten und Hochschulen in dieser Hinsicht sämtlich versagen, insbesondere auch die deutsche Wirtschaftswissenschaft, der er mit Recht vorwirft, sie sei in Stagnation verfallen und hinter den Auf- gaben der neuen Zeit, hinter den Anforderungen des neudeutschen Wirtschaftslebens zurückgeblie- ben. Ohne im einzelnen auf die wohldurchdachten und höchst beachtenswerten Verbesserungsvorschlä- ge des Kieler Gelehrten einzugehen, sei hier nur er- wähnt, daß sein Hauptvorschlag darauf hinausläuft, in Berlin eine Akademie für Staatswissenschaften, Internationales Recht und Weltwirtschaftslehre ins Leben zu rufen. „Es sollte kein Beamter ins Aus- land geschickt werden, der diese Akademie nicht besucht hätte. Schon der Anwärter auf den Verwal- tungsdienst sollte nach einigen Jahren praktischer Tätigkeit längere Zeit der Akademie überwiesen werden . . . Auch den älteren Beamten müßte der wiederholte Besuch dieser Akademie oder Teil- nahme an ihren Veranstaltungen möglich gemacht werden. Das ist ein ganz übliches System der „Ab-

kommandierung“, dessen Handhabung sich bis auf die obersten Chargen erstreckt und dem man in der Heeresverwaltung große Bedeutung beilegt, sollte in großzügiger Weise auch im Beamtentum zur Ein- führung kommen.“

In rasch steigender Anzahl häufen sich allent- halben die Stimmen in den verschiedensten Berufs- kreisen, die da betonen, es sei unbegreiflich und unwürdig, daß man sich über Tatsachen der Welt- wirtschaft und des Weltverkehrs eigentlich in ganz Deutschland überhaupt nicht oder nur ganz bruch- stückweise zu unterrichten vermöge. Kürzlich erst hat die „Umschau“ festgestellt, daß im ganzen gros- sen Berlin nirgends die geringste Möglichkeit ge- boten sei, irgendeine eingehendere Belehrung über die Erscheinungen des großen Weltverkehrs zu er- langen. In anderen Zentren des deutschen Geistes- lebens ist es nur ganz vereinzelt ein wenig besser bestellt. Deutschland steht heute, wie Harms sich ausdrückt, mit beiden Füßen in der Weltwirtschaft drin, aber die deutsche Wissenschaft tut bisher so gut wie nichts, um den geänderten Tatsachen Rech- nung zu tragen und der neuen Generation eine aus- reichende Kenntnis der bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse zu vermitteln und sie dadurch fähig zu machen, die deutsche Betätigung in der Welt nach Möglichkeit zu mehren. Die deutsche Wissenschaft hat schon viel abgelegt von ihrer einstigen Verson- nenheit und Verträumtheit, dennoch aber haben wir noch lange nicht genug „Realwissenschaft“, und es ist eine realpolitische Forderung, eine solche neue wissenschaftliche Betätigung zu fördern oder auch neu zu schaffen. Das geht aus den Harmssehen Aus- führungen, die eine schwererste Angelegenheit be- rühren, mit überzeugender Deutlichkeit hervor.

Ob man freilich, wie Harms es möchte, die Welt- wirtschaftsakademie gerade in Berlin ins Leben ru- fen soll, das erscheint uns noch einigermaßen zwei- felhaft. Es ist ohne Frage richtig, daß Berlin in vieler Hinsicht günstig für eine derartige Hochschule wäre, da es eine große Anzahl von Instituten und Institutionen birgt, die bei der Neubegründung zur Mitarbeit herangezogen werden könnten. Aber an- dererseits würde der Geist des Ueberlieferten auf das, was ganz anders geartet sein soll, drücken und viel- leicht die Entwicklung hemmen. Von hier aus will es uns scheinen, als ob Hamburg der gegebene Ort wäre. Dort ist vor wenigen Wochen das prächtige neue Vorlesungsgebäude eingeweiht worden, das die Hoehherzigkeit des Herrn Siemers der Stadt ge- schenkt hat. Dort ist am Kolonialinstitut bereits fruchtbare Arbeit in der von Harms angegebenen Richtung geleistet worden. Senat und Bürgerschaft der Hansastadt sind willens, das Institut weiter aus- zubauen. Warum soll das Reich sich das nicht zu- nutze machen, zumal Deutschlands größter See- hafen wie kaum eine andere Stadt den angehenden Konsulatsbeamten in Berührung mit den übersee- ischen Interessen zu bringen vermag, die er der- einst vertreten und fördern soll?

Parlamentsbericht.

Unsere Väter des Vaterlandes haben eine eigene Gabe der Geschwätzigkeit. In keinem Parlament der Welt — mit Ausnahme einiger sozialdemokra- tischer Dauerredner im Deutschen Reichstage —

wird das leere Stroh, um das es sich ja im allgemeinen handelt, mit solcher Hingabe und Ausdauer gedroschen, wie bei uns. Ruy Barbosa und Urbano dos Santos, Urbano dos Santos und Ruy Barbosa: das ist das Menu, das der Senat uns vorsetzt. Das Karnickel ist natürlich der unsterbliche Ruy, denn Herr Urbano dos Santos ergreift nur das Wort, um dem anderen über den Mund zu fahren. Er sollte dabei aber ruhig etwas weniger höflich sein, denn der „Adler vom Haag“ nimmt die obligaten Verbeugungen vor seiner Redekunst und seinen Geistesgaben, die jeder Gegner für nötig hält, für eine Huldigung, die auch der Feind seinem Genie zollen muß. Warum zum Kuckuek sagt man dem Alten nicht endlich, daß er ein unerträglicher Schwätzer, ein unproduktiver Nachbeter unverdauter fremder Weisheit und ein ganz gewöhnlicher Demagoge ist? Höflichkeit ist gewiß eine gute Eigenschaft, aber bei uns ist sie in so hohem Uebermaß vorhanden, daß man nicht recht weiß, wo die Tugend aufhört und die Feigheit anfängt.

Aber abgesehen hiervon hatte die Rede, mit der Herr Urbano dos Santos auf die Verdächtigungen und Hetzereien des Männleins aus Bahia erwiderte, Hand und Fuß. Er stellte mit aller Deutlichkeit fest, worauf sich die Verantwortlichkeit des Bundespräsidenten erstreckt und worauf nicht. Verantwortlich ist der Marschall Hermes für die Verschickung der Matrosen nach dem Acre-Gebiet. Diese Verantwortlichkeit vermag er zu tragen, denn die Rechte, die er während des Belagerungszustandes verfassungsmäßig besitzt, erlaubten ihm die Verschickung. Nicht verantwortlich ist er dagegen für die Vorgänge an Bord des Dampfers „Satellite“, sondern über diese hat der Offizier Rechenschaft zu geben, der mit der Ueberwachung des Transportes betraut war. Die Regierung beabsichtigt auch gar nicht, diesen Offizier, den Leutnant Francisco Mello, der Verantwortung zu entziehen, sondern hat das militärgerichtliche Verfahren bereits eingeleitet, durch das festgestellt werden soll, ob die Füsilierung gerechtfertigt war oder nicht. Die Regierung habe sich so streng innerhalb der Grenzen ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse gehalten, daß sie nach Aufhebung des Belagerungszustandes nicht einmal die Rückkehr jener unerwünschten Elemente nach Rio verhinderte. Weder die Todesfälle auf der Cobra-Insel noch die Füsilierungen auf dem „Satellite“ könnten der Regierung in die Schuhe geschoben werden.

Herr Urbano Santos benutzte dann die Gelegenheit zu einer allgemeinen Verteidigung der Regierung. Sie habe sich stets zurückhaltend gezeigt. Die wenigen Entlassungen öffentlicher Beamter, die das Vertrauen der Regierung nicht besaßen, Fälle, die sich auf einige Staaten beschränkten, vermöchten dieses Urteil nicht zu erschüttern. Denn umgekehrt sei bei den Neuernennungen die Wahl nicht ausschließlich auf Parteigänger des Marschalls gefallen. Die Regierung sei sparsam gewesen in der Verausgabung der Staatsgelder und sei eben jetzt bestrebt, bedeutende Ersparnisse zu machen. Wenn Herr Ruy Barbosa behauptet habe, das Defizit rühre zum größten Teil von der Militärreorganisation und Ausgaben für den Wahlfeldzug her, so sei er den Beweis schuldig geblieben. Ebenso haltlos sei die Behauptung, die Regierung habe die Marine in blühendem Zustande vorgefunden und sie auf den Hund gebracht. Wie könne nur jemand ernsthaft die jet-

zige Regierung für den derzeitigen Zustand der Marine verantwortlich machen, während doch diese Verhältnisse sich bereits in den allerersten Tagen nach dem Amtsantritt des Marschalls gezeigt haben? Die Schuld liege nicht bei der jetzigen Regierung, sondern bei den gehäuften Fehlern ihrer Vorgängerinnen. Jetzt sei man im Gegenteil bestrebt, dem Uebel abzuweichen, was natürlich angesichts des Personalmangels nicht von einem Tage zum anderen möglich sei. Die Militärverwaltung sei derart geworden, daß selbst die Freunde des Bahianer Senators mit ihrem Lobe nicht kargten. Wenn Ruy Barbosa weiter sage, in der Unterrichtsfrage habe die gegenwärtige Regierung ihre völlige Unfähigkeit bewiesen, so trete er damit in Gegensatz zu der Meinung der kompetentesten Fachleute, die dem Reformdekret freudig zugestimmt haben. Ebenso unrichtig sei die Behauptung, die Verfassung habe nur Ansehen gehabt, als der Marschall die Präsidentschaft übernahm. Der Bundespräsident habe sie nicht um dieses Ansehen gebracht. Er habe die gesetzgebende Gewalt geehrt und ihre Beschlüsse geachtet. Der richterlichen Gewalt freilich sei er auf's Dach gestiegen (wörtlich!), aber nur, um sie vor der größten aller Gefahren zu befreien, von dem Eindringen der Politik in die Rechtspflege, zugleich aber auch, um die Vorrechte der öffentlichen Gewalten erster Linie, des Kongresses und der Regierung, zu verteidigen. Hier wurde der Redner durch Herrn Pinheiro Machado unterbrochen, der ihm zurief, er solle ruhig sagen, daß der Marschall die Verfassung selbst verteidigt habe. Herr Urbano Santos schloß, indem er sagte, der Senator für Bahia habe einen weiten Kirchhof durchmessen wollen, aber was er getroffen habe, das sei gepflügtes Land gewesen, bestellt mit Samen, dessen Früchte wir alle einst noch zu genießen hoffen.

Hatte der Senat seinen „Tag“ zu Anfang der Woche, so hatte ihn die Deputiertenkammer am Ende. Es handelte sich um das Gutachten der Verfassungskommission über die Aufhebung des Munizipalrats für den Bundesdistrikt. Schon am Mittwoch hatte Herr Nicanor do Nascimento, der neugewählte Deputierte, zu der Angelegenheit gesprochen. Er vertrat den Standpunkt der Regierung mit viel Glück und erzielte mit seiner Jungferrede einen Erfolg, den am Freitag auch Herr Barbosa Lima anerkannte. Der Führer der Opposition in der Kammer nimmt sich seinen Freund und Chef im Senate zum Vorbild. Er bekommt genau so endlose Reden fertig, wie Herr Ruy Barbosa. So verbreitete er sich, nach einer reichlich bemessenen Einleitung, eine Stunde und 20 Minuten lang über philosophische Materien, ehe er endlich auf sein eigentliches Thema überging. Hier stellte er Vergleiche an zwischen der Stellung der Obersten Gerichtshöfe in anderen Ländern und bei uns. Anderwärts achteten die übrigen Gewalten die Entscheidungen der Obergerichte, bei uns sei das aber nicht der Fall. Das sei die reine Anarchie, und das Volk müsse alles tun, um dem Beginnen der Regierung entgegenzutreten. Denn „das Oberste Bundesgericht ist ein wunderbarer Apparat, eingerichtet zur Wahrung der Verfassung und besetzt mit Männern, deren Funktionen höher stehen als die anderen Gewalten der Republik“. Also die Gerichtsdictatur in optima forma! Freilich, wenn die Besetzung des Obersten Bundesgerichtes nicht zufällig so ausgesprochen „zivi-

listisch“ wäre, dann würden die Herolde des „Zivilismus“ dieses Lied nicht singen.

Rasse und Deutschtum in Brasilien.

Unter dieser Ueberschrift brachte am 19. Mai die Berliner „Kreuz-Zeitung“, das offizielle Organ der preußischen Konservativen und der konservativen Reichstags-Fraktion einen Leitartikel, der zwar von schiefen Urteilen nicht frei ist, der aber seiner symptomatischen Bedeutung wegen Beachtung verdient. Bekanntlich sind die deutschen Konservativen, als Vertreter der Interessen des Großgrundbesitzes, der Auswanderung im allgemeinen nichts weniger als günstig gesinnt, denn die Auswanderung aus Ostelbien entvölkert die Hochburg der konservativen Partei und zwingt die Hochburgbesitzer, sich jenseits der Grenze, in Galizien und Rußland, nach Arbeitern umzusehen. Wenn sich das Blatt trotzdem mit der deutschen Auswanderung nach Brasilien beschäftigt, und zwar in grundsätzlich sympathischer Weise — denn trotz allen Bedenken wird doch festgestellt, daß Brasilien nur von der germanischen Einwanderung dauernden Vorteil zu erwarten hat —, so verdient das entschiedene Beachtung. Weiß doch jeder politische ABC-Schütze, was die „kleine, aber mächtige Partei“ in der deutschen und preußischen Gesetzgebung und Verwaltung zu bedeuten hat.

Wie gesagt, gut unterrichtet war der Verfasser nicht in allen Einzelheiten, sonst würde er weder Germano Haßlocher als den Führer der Deutschen bezeichnen (seit dem Tode Karls von Koseritz haben leider nicht einmal die Deutschen von Rio Grande do Sul, geschweige denn die brasilianischen Deutschen überhaupt einen Führer!), noch würde er behaupten, Brasilien sei für die Vereinigten Staaten, unseren größten Kaffee- und einen unserer größten Gummi- und Kakaoabnehmer, nur Absatzmarkt, noch würde er sagen, daß die portugiesischen Konquistadoren das Reich der Inkas vernichtet haben, noch würde er von einer städtischen Gentry als lusitanischer Aristokratie sprechen, noch würde er endlich die Südstaaten, in die die Bundesregierung die deutschen Einwanderer doch zum allergrößten Teile schickt, als „Kaffeestaaten“ bezeichnen. Aber von diesen Schmitzern abgesehen enthält der Artikel so viele Gedanken, die sich mit unseren eigenen Anschauungen berühren, daß er uns auch dann der Wiedergabe wert erschiene, wenn er nicht gerade in der „Kreuzzeitung“ veröffentlicht worden wäre. Das Blatt schreibt:

„Seit einiger Zeit ist die dem Deutschtum feindliche Stimmung der politisch führenden Kreise in Brasilien, aus der heraus man sich vor einem Lustrum zum Rechtsbruch des berühmten „Landbereinigungsverfahrens“ hinreißen ließ, durchaus in Freundschaftlichkeit umgeschlagen. Der deutliche Beweis dessen ist die entschlossene Art, in der der neue Präsident Hermes da Fonseca die Deutschenhetze der Franzosen in der Frage der Militärinstrukturen zurückwies. Der Gesinnungswechsel hat drei Hauptquellen. Auf die eine wies Germano Haßlocher, der hochverdiente Führer der Deutschen hin, wenn er kurz vor seinem Ende an Heinrich Schüller schrieb:

„Die Zahl der Deutschfreunde nimmt täglich zu, seitdem die Zahl der Männer wächst, die Deutschland aus eigener Anschauung kennen. Sie alle haben eingesehen, daß unser Deutschtum ein wertvoller Schatz für Brasilien ist, den es zu erhalten und zu vermehren suchen soll.“

Wie in so vielen anderen Ländern zeigte sich eben auch hier, daß die Abneigung gegen das Deutschtum lediglich das Kunsterzeugnis einer gewissen in Uebersee ausschlaggebenden europäischen Presse ist, bei der das Gerassel mit der Lärmtrommel der Teutophobie zum Geschäft gehört wie das Aureißen beim Jahrmarktströdlern, und daß die systematische Verleumderei sofort ihre Wirkungen verliert, wenn die in Schrecken Gesetzten vermöge der Anziehungskraft des überlegenen deutschen Hochschulwesens mit dem wirklichen Charakter und der Kulturzielstrebigkeit des Deutschtums vertraut werden.

Die zweite Quelle fließt seltsamerweise aus dem Gestein des Allamerikanismus. Der früher maßgebliche kurzsichtige Nativismus hatte für die Fragen, inwiefern der Machtaufstieg und die Kraftgewinnung des brasilianischen Riesenreiches von den weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Bewegungen abhängig ist, wenig Verständnis. Erst die imperialistische Propaganda der nordischen Vormacht holte es aus dem „Backwater“ seiner Selbstbeschaulichkeit heraus und öffnete ihm den Blick für diese großen modernen Probleme des Völkerzusammenlebens, allerdings mit ganz anderem Enderfolg, als er von den Schrittmachern der amerikanischen Staatenverbrüderung erhofft wurde. Wer das politische Leben der lateinischen Völker der Neuen Welt aus eigener Anschauung kennt, weiß, daß entgegen den schönfärberischen Darstellungen der Newyorker Presse die Stimmung gegenüber dem Allamerikanismus hier durchweg kühl bis ans Herz hinan ist, wie es durch das Versagen der Kongresse der „Schwesterrepubliken“, auf denen sehr viel schöne Reden gehalten, aber sehr wenig dem Washingtoner Programm entsprechende Erfolge erzielt werden, und durch das Aufkommen der lateinamerikanischen Gegenbewegung für einen Zusammenschluß der Nationen romanischer Sprache deutlich genug bewiesen wird. Wohl aber hat die mit der politischen Agitation verbundene Geschäftsmache zugunsten des nordischen Dollars dem Süden und namentlich Brasilien klar vor Augen gestellt, wo von Natur das Schwergewicht seiner Wirtschaftsinteressen liegt. Man erkennt in Rio de Janeiro nicht mehr, daß Europa die ganze überseeische Güterbewegung beherrscht, während die Handelsflotte der Union trotz allen Subventionen kümmerlich vegetiert, daß Europa, nicht das Reich des Sternenbanners die Kulturpioniere entsandt hat, denen Brasilien alles verdankt, was es an Gütern neuzeitlicher Zivilisation besitzt. Man weiß aber auch sehr wohl, daß Deutschland im Stronkreis all dieser nach der Alten Welt, nicht nach dem Norden weisenden Bindungen und Interessen die Stellung eines ersten Gläubigers und zugleich Fremdes einnimmt.

Die dritte Quelle des Umschlages endlich ist die veränderte Stellungnahme zum Rassenproblem — der Sammel- und Zerstreuungslinse, die die Fragen der Kultur und Zukunft der Republik gleichsam in ihre Grundfarben zerlegt und die Daseinsgrundgesetze und Entwicklungsmöglichkeiten des Staatswesens aus dessen Lebenssitz heraus verdeutlicht. Das stolze und auf hoher Kulturstufe stehende

Reich der Inkas haben die portugiesischen und spanischen Konquistadoren durch gewissenlose Ausraubung und brutale Metzeleien vernichtet. Durch seine törichte Aufsaugungspolitik verlor dann das Mutterland die Fähigkeit, eine Kolonie von so riesenhaftem Umfang zu besiedeln und wirtschaftlich zu durchdringen, und schon das Kaiserreich sah sich gezwungen, als Ersatz für die vernichteten Menschenkräfte Einwanderer aus aller Herren Ländern, aus Deutschland, Holland, Italien, dem Balkan, Westrußland, Afrika und selbst China heranzuziehen. Wie in rächender Schicksalsfügung ging nunmehr die lusitanische Kultur selbst im Amalgamierungsprozeß mit den Ankömmlingen unter. Heute, im Zeichen der republikanischen Republik, bezeichnet sich die Bevölkerung stolz als „lusobrasilianische Nation“. Was es mit diesem nationalen Gebilde auf sich hat, ergibt sich klar aus einem Ueberblick über die Entwicklung des Einwandererwesens; im letzten halben Jahrhundert entfielen von der Gesamtzahl der Einwanderer 45 Prozent auf Italiener, 21 Prozent auf Portugiesen, 9 Prozent auf Spanier, 17 Prozent auf slawische Völker Osteuropas, nur 3,5 Prozent auf Germanen, der Rest von 4,5 Prozent auf asiatische und afrikanische Völker. Mit anderen Worten, die Hefe des minderwertigen italienischen und slawischen Bevölkerungsüberschusses gewinnt immer mehr die Oberhand in dem seltsamen Nationalitätengemisch.

Ein vielgliedriger völkischer Stufenbau ist so entstanden, der die haßerzeugende Aufrichtung einer Colour line-Grenze wie in der Union unmöglich machte. Es gibt in Brasilien wohl eine „lusitanische“ Aristokratie, nämlich die städtische Gentry, aber kein weißes Herrenvolk. Die Ehe zwischen Vertretern der weißen und farbigen Rassen hat hier nie als Majestätsverbrechen am Adel der Menschheit gegolten wie in den Vereinigten Staaten. Farbige und Mischlinge werden in allen Berufszweigen und Ämtern gefunden und der Verkehr zwischen ihnen und den Weißen vollzieht sich ohne Anstand in friedlich-schiedlichem Vertragen. Selbst ein so gründlicher Kenner des Landes wie Karl Bolle läßt sich durch dieses Bild der Rassenversöhnlichkeit zu der optimistischen Auffassung verleiten:

„Brasilien kann in dieser Beziehung als ein ehemaliges Kolonialland bezeichnet werden, in dem die Rassenfrage in wahrhaft idealer Form ihre Lösung gefunden hat.“

Aber das ursächliche Motiv des sogenannten Rassenvorurteils sind nicht politische und soziale Gegensätze; es ist die der Menschheit eingeborene, tiefwurzelnde und heilsame Furcht vor der Rassenentartung durch Rassenvermischung, in kosmopolitisch-ethischem Sinne gesprochen, vor der Verbastardierung des Menschentums. Nicht in der Rassenkreuzung, nur in der Rassenreinzucht, in dem idealistischen Glauben jeder Rasse an ihre besondere Mission und Entwicklungsfähigkeit kann das Mittel wirksamster Nutzbarmachung und unendlicher Steigerung der zu höherem menschlichen Sein hinauf führenden physischen und seelischen Grundkräfte der Völker gefunden werden. Gegen dies unbeugsame Naturgesetz ist selten so sehr und lange gesündigt worden wie in Brasilien. Durch die Zusammendrängung aller möglichen nationalen Elemente ist ein Artermischmasch, bei dem die Beimengung des Bluts der farbigen Rasse kaum noch zu erkennen ist, entstanden, dessen Bewegungen durch keine Kri-

stallisierung und Niederschlagung zu festen Polen hin gesetzmäßig reguliert werden, und die Regierung hat diesen Wirrwarr sogar noch gefördert und gesteigert, indem sie das formlose Zusammenleben der Geschlechter durch die Bestimmung begünstigte, daß die aus dem Konkubinat hervorgegangenen Kinder auch dem Vater gegenüber erberechtigt sein sollen.

In der tieferen Erkenntnis des Rassenproblems, in der Selbstbesinnung der führenden Klassen darauf, daß der heutige Entwicklungsprozeß den Tendenzen der nationalen Machterhöhung durchaus reaktionär entgegenwirkt, liegt das ausschlaggebende psychologische Moment des Stimmungsumschlags gegenüber dem Deutschtum als einer unentbehrlichen Energiequelle zur Rassenveredlung. Die bessere Würdigung des deutschen Kulturelementes wird weiterhin verstärkt durch einen Umschlag in der politischen Atmosphäre Brasiliens. Der ersten Epoche der republikanischen Regierung, der militaristischen, in der die Führung der Geschäfte den Generalen, die das Kaisertum gestürzt hatten, anvertraut war, folgte alsbald die zivilistische, deren bürgerliche Präsidenten ihre Hauptaufgabe in der Beseitigung der alten Schuldenwirtschaft und der Inaugurierung einer großzügigen Wirtschafts- und Verkehrspolitik sahen. Heute hat eine dritte Ära begonnen, die man als imperialistische bezeichnen kann. Brasilien, dessen Grenzen fast die Hälfte des südamerikanischen Festlandes umfassen, fühlt sich naturgemäß berufen, unter den lateinischen Republiken eine ähnliche führende Rolle zu spielen, wie es die Union im Norden tut. Die äußerlichen Symptome dieses erwachten Machtwillens sind die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, das Gesetz zur Begründung einer starken Kriegsflotte und die Wahl des Marschalls Hermes da Fonseca als des Vertreters von „Gesamtbrasilien“ zum Präsidenten. Imperialismus aber ist nationaler Aristokratismus; der Primat einer Nation kann — das lehrt die Geschichte auf allen Blättern — nur emporwachsen aus der Pfahlwurzel eines rassenadligen Herrenvolkes, wie es das Germanentum ist.

All diese neuen Schwingungen in der brasilianischen Kulturwelt haben Stimmen laut werden lassen, welche die Wiederaufnahme des alten Plans systematischer Besiedelung der brasilianischen Südstaaten durch deutsche Auswanderer empfehlen, um hier ein gebieterisches Bollwerk des Deutschtums aufzubauen. Das sind Ratschläge von der Voreiligkeit derjenigen, die das Kind mit dem Bad auszuschütten lieben. Trotz aner kennenswerten Reformen zur Beseitigung der früheren skandalösen Zustände läßt die Handhabung des Auswandererwesens und der Ansiedlung durch die Regierung doch nach wie vor viel zu wünschen übrig, und die ganzen Wirtschafts- und Rechtsverhältnisse sind noch keineswegs der Art, daß die „Kaffeestaaten“ just als ein Eldorado für den deutschen Zuwanderer erschienen. Vor allem aber ist vor Augen zu halten, daß die heutige Stellungnahme zur Rassenfrage noch durchaus keine endgültige Orientierung oder Lösung, sondern nur eine neue Problemfassung bedeutet, die zu ganz anderen Ergebnissen als den jetzt erwarteten führen kann. Es handelt sich um Gegensätze denkbar verwickelter Art, um ein typisches Beispiel der sozialen und nationalen Paradoxien, die aus unseren modernen großkapitalistisch-internationalen Wirtschaftsformen entstehen. Darin begründet sich die weltgeschichtliche Bedeutung des brasiliani-

schen Rassenkonflikts, daraus fließt aber auch die Rätselhaftigkeit seines Wesens und das Dunkel, das über seine Zukunftsentwicklung und -Entwirrung ge- breitet ist.“

Stimmen aus der deutsch-brasilianischen Presse.

Aus Santa Catharina meldet die „Kolonie- Zeitung“ (Joinville):

„Die Regierung braucht Geld, die erhöhten Steuern reichen noch nicht aus und so werden jetzt die Landschulden von ihr eingetrieben. In Blumenau sind den Kolonisten bereits Mahnungen zugegangen; ebenso haben die Kolonisten am Jaragua Zustellungen vom Landamt erhalten, ihre Schuld innerhalb drei Monaten zu bezahlen, was einem großen Teile derselben aber jedenfalls nicht möglich sein wird. Es handelt sich, wie man hört, um mehr als 50 Contos, die plötzlich aufzubringen wären, wenn die Kolonisten nicht Haus und Hof und jahrelange Arbeit verlieren wollen. Denn die Regierung droht, im Falle der Nichtbezahlung die betreffenden Grundstücke meistbietend verkaufen zu lassen.

Die Unterrichtsreform. Der Governador hat das Reglement erlassen, welches die Grundzüge für die künftige Gestaltung des öffentlichen Unterrichts festlegt. Leider fehlen uns jedoch einige Nummern des offiziellen „O Dia“, in welchem das Reglement veröffentlicht worden ist, so daß wir vorerst unseren Lesern nur stückweise über das Reformwerk berichten können.

Der Schulbesuch wird selbstverständlich obligatorisch gemacht und zwar ist jedes Kind im Alter von 7 bis 14 Jahren, welches innerhalb einer Entfernung von zwei Kilometer von einer staatlichen Schule wohnt, zum Besuch derselben verpflichtet, falls es nicht eine Privatschule besucht oder im Elternhause unterrichtet wird. Strafe von 10—20\$.

Die staatlichen Schulen zerfallen in sogenannte „Schulgruppen“, in Vor- und Zwischenschulen (escolas preliniarias e intermediarias) und „provisorische Schulen“ (escolas provisorias), letztere zwei mit je dreijährigem Lehrkursus in folgenden Unterrichtsfächern: Lesen, Schreiben, Sprachlehre, Rechnen, Anfänge der Geschichte und Geographie, Moral, Singen und Turnen. Der Lehrplan der „Schulgruppen“ ist leider in den uns vorliegenden Nummern des Regierungsorgans nicht enthalten.

Ein höchst wichtiges Kapitel speziell mit für uns in Joinville ist der vom „Privatunterricht“ handelnde Abschnitt des Reglements. Hier ist durch die Reform ein bereits im Vorjahre im Staatskongreß angeregter Gedanke zur Verwirklichung gebracht worden, indem zur Bedingung für die Beziehung einer Unterstützung aus der Staats- oder Munizipalkasse gemacht wird, daß der Unterricht in den betreffenden Privatschulen nur in der Landessprache erteilt werde.

Im übrigen ist der Privatunterricht vollständig freigegeben, die betreffenden Leiter von Privatschulen sind jedoch verpflichtet: den staatlichen Schulbehörden den Besuch der Schulen zu gestatten und ihnen mit allen gewünschten Informationen an die Hand zu gehen, ferner jährlich eine Schulbesuchstatistik und den Lehr- und Stundenplan dem Direktor des öffentlichen Unterrichts einzusenden, sowie die nationalen u. staatlichen Feiertage zu halten.

Der Verstoß gegen eine dieser dem Privatunterricht auferlegten Bedingungen wird mit Strafen von 50 bis 200 Milreis belegt, die sich im Wiederholungs- falle verdoppeln.“

In der „Neuen Deutschen Zeitung“ (Porto Alegre) lesen wir folgende Plauderei über die Novenas:

„Also gestern war die vierte Novena. Das wäre nun gerade nichts Welterschütterndes? Gewiß, welterschütternd nicht, aber doch — sehr interessant. Interessant für den, der das Land und sein Volk kennen lernen will. Interessant auch für den, der beides schon gut kennt, sich aber stets von neuem an der Eigenart des völkischen Charakters zu erbauen weiß.

Die Kathedrale hat ihre Tore weit geöffnet. Feierliche Klänge brausen und locken ins Innere, das im Schimmer von hundert Kerzen strahlt. Künstliche Blumengewinde, himmelblaue und rosafarbene, kränzen die Wände, in reichem Ornat bewegen sich zeremoniös vor dem Altar die Priester, singen lateinische Gebete, und dicht und immer dichter drängt sich die Menge. Niemand kann sich mehr rühren, das gibt Muße, uns umzuschauen. Was treibt so gewaltige Massen in das steinerne Haus des Weltodems? Die Not des Herzens? Die Neugier? Vor mir stehen fünf junge Damen, hochmodern in Topfhut und Fesselrock, lächeln und stoßen sich an; wagen kaum zu flüstern, — aber kaum aus Ehrfurcht vor dem Gottesdienst! Das Gedränge — die eine liegt ihrem Nachbar fast im Arm — bereitet ihnen sichtlich viel Vergnügen. Hinter mir reckt ein blasser, verschüchterter Knabe den Hals, ein wenig vom Anblick des religiösen Pompes zu erhaschen. In seinen verhärmten Zügen brennt ein sehnüchtes Verlangen. Aber neben, fast unter mir sehe ich ein Mulattenweib auf den Knien liegen. Auf dem gutmütigen braunen Gesicht malt sich ein so tiefer, innerer Friede, daß mich eine schmerzliche Inbrunst faßt: Da liegt das Glück! Das Glück, dem alle Wissenschaft, alle Forschung, aller Triumph des Verstandes vergeblich nachjagen. Bete, braunes Weib, bete! Sei glücklich in deinem Glauben! Wer wollte sich unterfangen, ihn dir zu stören! Dein Nachen treibt auf stillem Hafenwasser, unser Schiff schießt auf sturmgepeitschtem Ozean

Aber draußen — da gehts laut und bunt zu. Wer den Herden-Instinkt des Menschen studieren will, muß dies Volksfest betrachten. Viele Hunderte drängen sich auf dem Platz zusammen, der Reiche steht neben dem Armen, die ehike Dame der Gesellschaft neben dem kleinen Nähmädels, der Student in seiner Boina neben irgend einem Arbeiter. Der Cinema ist im Gange: jetzt erscheint auf der Leinwand die Darstellung der Komödie einer in einem Koffer verpackten Dame, dann eine rührselige Mönchsgeschichte aus Murillos Leben. Beinahe hätte den Maler der Teufel am Kragen gehabt!! Und richtige Hörner hat der Böse!!! Da gafft das Volk. Jetzt Szenen aus einer ammutigen Landschaft. Da beginnt ein ohrenbetäubendes, schrilles Pfeifen, ein entrüstetes Zischen von allen Seiten. Besonders von den Terrassen des Theaters herab, die der liebe junge Mob eingenommen hat. Ich bitte Sie, wie kann man auch! „Für das Volk ist das Beste gerade gut genug.“ Hier sieht man's. Avanti, brasilianische Volkserzieher, rührt euch! Das Feld ist groß genug.

Und dichter drängt sich die promenierende Schar. Wir lassen sie an uns vorüberfluten. Alle Typen

passieren Revue: die ebenholzfarbige Negerin mit vorgeschobenen Kiefern und krausem Filzhaar; die braune Mulattin weichen, aufreizend wiegenden Ganges; die schöne Kreolin mit gelblichem Teint und mandelförmigen Flammenaugen; die schlanke Europäerin mit Blondhaar und Rehaugen; Syrier mit Hakennase und schwarzen Locken; der schöne schwarzäugige Brasilianer; der hochgewachsene Germane mit rosigem Teint und strohfarbenem Schnurrbart. Ein Völkergemisch, wie es sonst vielleicht nur Konstantinopel aufweist! Und alle geeint durch die Sprache Portugals und die Lebenswürdigkeit Brasiliens; Kinder vielverschiedener Mütter, aber in kurzer Frist echte Söhne des einen Vaters — Brasil — geworden. Welche Entwicklungsmöglichkeiten müssen in diesem schönen, grossen und freien Lande liegen, da es solche Gegensätze zu assimilieren vermag!

Wie wir der „Deutschen Post“ (S. Leopoldo) entnehmen, berichtet in der „Federação“ einer, der die Hauptstädte aller brasilianischen Staaten mit Ausnahme von Matto Grosso gesehen hat, über die Staatshauptstadt Porto Alegre und nennt sie eine der saubersten Städte, die er kennt. Er habe noch an keinem Ort das Taschentuch vor die Nase halten müssen. In Recife, Belem, Bahia, Bello Horizonte gebe es keine Straßenhygiene; es werde höchstens eine Straße sauber gehalten, in Recife die Rua Nova, in Bahia die Chic. Porto Alegre könne sich neben S. Paulo und Rio de Janeiro stellen, ja übertreffe die Bundeshauptstadt an manchen Stellen. Dort gebe es Gassen, die man nicht passieren könne; man solle nur an den Bairro da Sauda denken. Im Norden kümmerten sich die Intendenten mehr um die Politik als um die Verwaltung. In der Intendenz von Porto Alegre werde gearbeitet.

Den Berichten, die aus den Nordstaaten über den Banditen und Bacharel Santa Cruz kommen, stellt sich würdig zur Seite, was dasselbe Blatt über das Räuberunwesen in Rio Grande do Sul meldet.

„Der Bandit Viriato da Natividade fährt fort, die Polizeibehörden zu beschäftigen. Es heisst, daß unter der Räuberbande eine Spaltung eingetreten ist. Sie haben den Ex-Sergeanten Feijo, der in S. Nicolau eine Meuterei des Infanterie-Regiments vergeblich hervorrufen wollte und dann desertierte, ermordet.

Ueber Viriato lesen wir in „S. P.“ folgendes: Viriato ist der Typ des Freibeuters, der zu dem freien Leben des „Wild West“ paßt, vor den Schritten der Kultur aber zurückweicht. Er gehört daher einer aussterbenden Menschenart an, weshalb er uns um so interessanter erscheinen muß. Früher selbst Riograndenser Fazendeiro und (wenn wir nicht irren) auch Polizeisubdelegado, ist er ein verwegener Geselle, der zu befehlen gewohnt ist und keinen Widerspruch duldet. Mit dem Recht des Stärkeren brutalisierte er als Privatmann wie als Amtsperson seine Nachbarn und Freunde und machte sich kein Gewissen daraus, wenn er irgendwo zu Gast gewesen, beim Abschied sich die besten Pferde oder was ihm sonst gefiel, als Gastgeschenk mitzunehmen. Bald betrieb er dies professionsmäßig, und da er auch seine Mithelfer gut bedachte, fehlte es ihm nicht an Getreuen, die auch Spaß daran hatten, zu ernten, wo sie nicht gesät. Zurzeit wohnt er in Corrientes, wo er eine Fazenda und ein Geschäft betreibt und daneben den Posten eines Polizei-Inspektors bekleidet. Seine Nachbarn sind froh, wenn er

sie in Ruhe läßt, und sie lassen ihn deshalb auch in Ruhe und kümmern sich nicht darum, was er bei seinen Spazierritten nach Rio Grande tut. Dabei gibt er sich als Kavalier und hält auf gesellige Formen. Dem Koloniehelf von Guarany, Coronel Clarimundo, sandte er erst kürzlich einen Boten mit Empfehlungen und der Ankündigung, daß er ihn bald besuchen würde, um einen Chimarrão mit ihm zu trinken.“

Ebenfalls der „Deutschen Post“ entnehmen wir aus Anlaß des 25 jährigen Jubiläums der Rio Grandenser Synode einige Notizen über ihre Gründung.

„Vor etlichen Tagen erlebte die Riograndenser Synode, wie schon erwähnt, ihr fünfundzwanzig-jähriges Bestehen. Da ist es wohl angebracht, über ihre Gründung einige Mitteilungen zu machen. Wir tun das an der Hand des gleich nach der Gründung erschienenen Heftes: „Die Vorsynode am 19. und 20. Mai 1886 zu S. Leopoldo.“ Ueber die Vorgeschichte wird darin folgendes gesagt:

Es sind 19 Jahre verflossen, daß Herr Pastor Dr. Borchard, damals Pfarrer in S. Leopoldo, den Versuch machte, die evangelischen Gemeinden der Provinz durch eine Synode zusammenzuschließen (also im Jahre 1867). Diese deutsch-evangelische Synode der Provinz „Rio Grande do Sul“ hat unter seinem Vorsitz zwei Versammlungen abgehalten. Nach seiner Abreise (im Jahre 1870) jedoch fürchtete man, daß die Unannehmlichkeiten dieser Versammlungen sich noch vermehren würden; der Vorstand beschloß, einstweilen von der Laienbeteiligung ganz abzusehen und die Synode vorläufig durch eine Pastoral-Konferenz zu ersetzen. In dieser Form erhielt sich die Einrichtung fünf Jahre lang. Im Jahre 1875 wurde dieser erste synodale Versuch begraben. Es vergingen dann 10 Jahre, während welcher nur einzelne Konferenzen und Versammlungen mehr oder weniger allgemeiner Natur unter den Geistlichen stattfanden. Je länger desto stärker wurde das Bedürfnis eines regelmäßigen und festen Zusammenschlusses, des Austausches von Wünschen und Erfahrungen und eines einheitlichen Ganges in den Gemeinden empfunden; aber die Schwierigkeiten, welche von allen Seiten sich erhoben, schreckten immer wieder davon ab, den ersten entscheidenden Schritt zu tun. Mancherlei Briefe waren bereits über den Gegenstand gewechselt, mancher mündliche Austausch hatte stattgefunden, als endlich im Frühlinge des vorigen Jahres (1885) bei einer Zusammenkunft in S. Leopoldo die Geistlichen, Pfarrer R. Dietschi, J. Schwarz, Fr. Pechmann, W. Ehemann und W. Rotermund, in der angedeuteten Richtung vorzugehen beschlossen und mit Zugrundelegung der früheren Statuten neue vorläufig festgestellt wurden. Auf Grund der Verabredung richtete Pfarrer Dr. Rotermund ein Zirkular an alle ordinierten Geistlichen an deutsch-evangelischen Gemeinden in Brasilien. In diesem heisst es u. a.:

„Der brasilianische Staat läßt uns bei dem Auf- und Ausbau unserer Gemeinden völlig freie Hand. Der Mangel an staatlicher Mitwirkung und Beihilfe soll uns nicht etwa nutzlos machen, sondern nur uns daran erinnern, daß unsere Kraft lediglich in Gott ruht, und daß diese in dem Maße wirksamer wird, als unser Glaube das Leben ergreift. Zweck dieses Schreibens ist, zur Bildung einer Synode aufzufordern. Damit dieser Aufforderung entsprochen werde und die Synode Beistand habe, glaube ich jene Erinnerung besonders kräftig hervorheben zu müssen.“

Diesem Zirkular war ein Statuten-Entwurf beigelegt, der hernach auch in mehreren deutschen Zeitungen veröffentlicht wurde und samt der Idee, eine Synode zu bilden, eine günstige und empfehlende Besprechung fand und schließlich zum Ziele führte.“

Ein vergessenes Stück Brasilien.

Ein Rechtsstreit um den Besitz der Salinen in der Gegend von Cap Frio im Staate Rio de Janeiro, der auf Grund alter Dokumente gegen den seit langer Zeit im Besitz befindlichen Fiskus angestrengt und vom Obersten Bundesgericht in einem auf recht schwachen Füßen stehenden Urteil zugunsten der Kläger entschieden worden ist, hat die öffentliche Aufmerksamkeit wieder ein klein wenig auf jene Küstenstrecke gelenkt. Landschaftlich von großer Schönheit, vor den Toren der Bundeshauptstadt gelegen, Lieferant nicht nur von Salz und Muschelkalk, sondern auch von Fischen, Hummern und Garnelen, die als Konserven nach fast allen Teilen Brasiliens gehen, ist die Gegend von Cap Frio doch völlig vernachlässigt und vergessen worden, hat sie unter all den klassischen Hindernissen gelitten, die man bei uns der einheimischen Arbeit seit jeher entgegenzustellen verstanden hat.

Trotz alledem hat die Salzgewinnung einen grossen, die Industrie der Fischkonserven einen nicht unbedeutenden Aufschwung genommen, und heute scheint es, als ob man sich der verlassenen Ecke endlich erinnern wolle, als ob Cabo Frio sogar eine Eisenbahn bekommen werde. Bundes- und Staatsregierung haben aus der Gegend schon Tausende von Contos gezogen, und da ist es wirklich Zeit, daß sie aus ihrer sprichwörtlichen Gleichgültigkeit erwachen und etwas für den Landstrich tun, — in ihrem eigenen Interesse, denn dort sind noch mehr Contos zu holen, wenn man das Land erschließt!

Das Wirtschaftsgebiet von Cabo Frio, vom Meer und der prächtigen Lagune von Araruama bespült, umfaßt drei Municipien, deren wichtigster Erwerbszweig die Salzgewinnung ist, zu der sich die Zone durch natürliche Bedingungen besonders gut eignet. Das Municip Cabo Frio weist 379 Hektar Salinen von stets steigender Erzeugung auf, die verschiedenen Eigentümern gehören und die demnächst um etwa 50 weitere Hektar vermehrt werden. Im Municip S. Pedro d'Aldeia sind 97 Hektar Salinen im Betrieb und im Municip Araruama 86, zusammen also 562 Hektar. Die Ausdehnungsfähigkeit ist jedoch ziemlich unbeschränkt, und da die Salzgewinnung im Privatbetrieb vor sich geht, so ist es natürlich, daß sozusagen Tag für Tag neue Salinen in Angriff genommen werden. Das bedeutet einen großen Reichtum für den Staat Rio, der unter den häufigen Krisen seiner alten Standard-Produkte, des Kaffees und des Zuckers, schwer leidet, denn die Verwertung des gewonnenen Salzes erfolgt schnell und sicher. Nach offiziellen Angaben haben die drei Municipien in den Jahren 1908—1910 etwa 100 Millionen Kilo Salz produziert. Davon hat die Bundesregierung an Abgaben rund 2000 Contos erhalten. In diesem Jahre schätzt man die Produktion auf etwa 800.000 Sack Salz zu 70 Kilo, die der Bundeskasse über 500 Contos einbringen werden.

Das ist gewiß keine Kleinigkeit, und man kann

sich vorstellen, daß diese Erzeugung einen lebhaften wirtschaftlichen Verkehr in der Gegend zur Folge hat. In der Tat ist nicht nur der Seehafen von Cabo Frio und die Reihe von Binnenhäfen an der Lagune recht belebt, sondern auch die nächstgelegenen Eisenbahnstationen weisen einen regen Verkehr auf. Es ist ja nicht das Salz allein, was hier gewonnen und umgesetzt wird, sondern dazu tritt Industrie und außerdem noch der an der Lagune noch die bereits oben erwähnte Fisch- und Kalkindustrie und außerdem noch der an der Lagune eifrig betriebene Schiffsbau. In Cabo Frio gibt es 4 Werften, die Kähne von 15 bis 35 Tonnen für den Transport von Salz und anderen Produkten auf der Lagune bauen. Diese Fahrzeuge haben einen Tiefgang von nur 60 bis 90 Zentimeter, denn der alte Kanal, den die Firma Miranda Jordão gebaut hat, läßt Schiffe von größerem Tiefgang nicht zu. Und alle Regierungen, die einander schon gefolgt sind, haben niemals daran gedacht, baggern zu lassen. Die Einwohner behaupten, so oft ein Abgesandter des Hafenkapitanats komme und schöne Versprechungen mache, eben so oft könnten sie sicher sein, daß nur eine Verschärfung in der Erhebung der Abgaben eintrete. Seien die Steuern eingezogen, dann könnten sie sich alle die Verbesserungen in die Luft malen und sie fielen wieder der üblichen Vergessenheit anheim. Es sei denn, daß einmal ein Fahrzeug von Cabo Frio es wage, die Barre zu überschreiten und Küstenschiffahrt zu treiben. Dann freilich bekämen die Schiffer sehr schnell zu spüren, daß die Marinebehörden liebevoll über ihnen wachen.

Das mag ein wenig übertrieben sein, gibt aber im Grunde die Wahrheit wieder. Leider! Denn Aufgabe einer zielbewußten Regierung muß es sein, alle Ansätze zu selbständiger wirtschaftlicher Entwicklung nach Kräften zu fördern. Bei uns aber verhält man sich entweder gleichgültig oder man hemmt den natürlichen Gang der Dinge noch durch übermäßige Steuern und durch übertriebenen rigorose Vorschriften. Unter beidem leidet Cabo Frio. Dem Senat liegt augenblicklich ein Projekt über die Reorganisation unserer Handelsmarine vor. Wenn er sich entschließt, freie Bahn für alle zu schaffen, anstatt die Privilegien des bankrotten und leistungsunfähigen Lloyd Brasileiro zu stützen, wenn er den Bedürfnissen auch unserer kleinen Häfen und unserer entwicklungsfähigen Küstenstriche Rechnung trägt, dann wird er eine gute Arbeit leisten. Cabo Frio ist ja nicht das einzige vergessene Stück Brasilien. Es ist nur ein Beispiel für viele, das wir herausgegriffen haben, weil es uns so nahe liegt.

Ein Ausflug mit der archäologischen Gesellschaft nach Abu-Menas in der Marintwüste.

Es war am 22. November 1908, als ich gegen 7 Uhr früh in Alexandrien den Extrazug bestieg, der die Mitglieder der archäologischen Vereins zu den Trümmern der alten Menasstadt führen sollte. Die Beteiligung war außerordentlich groß, waren doch sämtliche Kolonien Alexandriens vertreten. Gegen 125 Personen hatten sich eingefunden, um an der internationalen Fahrt teilzunehmen und mit eigenen Augen die alte christliche Kultusstädte zu schauen, über die in den letzten Jahren so viel

geschrieben worden war. Ein prächtiger, frischer Morgen sorgte für fröhliche Stimmung und ließ uns einen genußreichen Tag erhoffen.

In mächtigem Bogen zieht sich die Bahn nach Westen der Wüste zu der auf der vom Khediven angelegten, noch nicht ganz vollendeten Küstenlinie. Nach viertelstündiger Fahrt verschwinden die letzten Häuser Alexandriens und nur hin und wieder tauchen die dürftigen Hütten und Zelte der ärmsten Klassen auf. Die Gegend wäre an und für sich recht öde, wenn nicht prächtige Farbenstimmungen sie belebten. Zu unserer Rechten leuchtet wie frischgefallener Schnee das kristallisierte Salz halb ausgetrockneter Wassertümpel, links dehnt sich der weite, aber nur wenige Fuß tiefe Mariut- oder Mareotissee aus, rings eingeralmt von manneshohen, grünen Binsen, die Lichtreflexe der aufgehenden Sonne zaubern in den Salzfluten wunderbare violette bis tiefblaue Farbentönungen, die man in Europa nur einem hypermodernen Sezessionsmaler zutrauen würde, wenn man nicht mit eigenen Augen diese herrlichen ägyptischen Farben gesehen, die man gerade im Herbst und Frühling in allen Variationen und Abstufungen der Farbenskala bewundern kann.

Störend in der Betrachtung der Landschaft empfindet man den höchst unangenehmen Kohlenstaub und eine weitere Unannehmlichkeit bestand für mich in der Ueberfüllung des Zuges, was mich veranlaßte, meinen Platz einer jungen Italienerin abzutreten, — allein schon ihrer Schönheit hatte ich dies Opfer gebracht.

Nach einstündiger Fahrt kamen wir in die eigentliche Wüste, die Mariut, ein verstecktes Eckchen der großen libyschen Wüste, die an Trostlosigkeit und Gefährlichkeit dieser in nichts nachsteht. So weit das Auge reicht nur ödes Hügelland, Sand und Steingeröll.

Wenn man dies unendlich trostlose Bild vor sich sieht, wird es einem wirklich schwer zu glauben, daß auch hier der Frühling Wunder wirkt, und die Wüstenflora dann in tausend Farben den verdörrten Boden schmückt. Und doch ist es so. Als ich diesen Frühling die Mariut besuchte, blühten Tausende von roten, weißen und blauen Anemonen und Narzissen, die für kurze Zeit ihr Köpfchen aus der Erde hoben, um bald wieder unter den sengenden Sonnenstrahlen ihre Kühnheit zu bereuen.

Ganz vereinzelt sah man in einer Bodensenkung ein paar armselige Beduinenzelte, deren Bewohner sich kümmerlich von Datteln und dem in den Frühlingsmonaten gesäten Getreide ernähren. Ein Pferd und höchstens noch ein paar Ziegen und Hühner sind ihr ganzer Reichtum. Und doch was für herrliche Gestalten findet man unter diesen Wüstensöhnen.

Während der ganzen Fahrt änderte sich das Bild kaum, nur dann und wann kamen wir an einem einsamen Stationsgebäude vorbei; bald tauchte zur Rechten die Farm eines Deutschen, namens Winterstein, auf, der zur Feier des Tages sein Häuschen geflaggt hatte. Nur im Frühling gedeihen hier Blumen und Gemüse, die mit dem Frühzug nach Alexandrien versandt werden, während der ganzen anderen Zeit des Jahres liegt die Farm völlig verlassen da. Herr Winterstein hat viel Geld in Unternehmen gesteckt, das sich aber leider garnicht rentiert.

Bald sahen wir von Weitem unsere Endstation „Behig“, wo uns eine Schaar Beduinen mit Pferden

und Eseln erwartete. Fröhlich, endlich aus unseren stau-
bigen Wagenabteilen heraus zu kommen, stürzten wir uns auf die Leute und nachdem jeder sein Eselchen oder seinen Gaul erobert hatte, brachen wir nach Süden auf. Zu unserem Schutze war eine Abteilung der Küstenwache kommandiert, die aus 5 Sudanesen auf Reitkamelen bestand und der Führung des englischen Major Kelham anvertraut war. Die Truppe sah stattlich aus. Wenn die Sudanesen auf ihren weißen Hedgin Trab ritten, dann mußten wir stramm galoppieren, um auf unsren Gäulen mitzukommen, so energisch griffen die Tiere aus. Ein Mann der Coastguard ritt als Führer voran, während die anderen die endlose Karawane auf- und abpatrouillierten. Die Schutzwache war wohl nicht unbedingt notwendig, doch da auch Damen an dem Ausflug beteiligt waren, war diese Vorsichtsmaßregel immerhin gut und beruhigend. Nur selten kommt ein Weißer in diese Gegenden, und ich glaube, ein großer Teil der Beduinen sind ganz gefährliches Gesindel, das sich nicht scheuen würde, einen Einzelnen ums Leben zu bringen, wenn er sich zu ihnen verlaufen sollte.

Die Reiterei war ein etwas zweifelhaftes Vergnügen, da die Sättel beinahe viereckig waren, ja sogar da, wo man es am Wenigsten braucht, scharfe Kanten hatten. Meine Achtung vor den Beduinen stieg, je länger ich auf dem Marterzeug sitzen mußte. Aber da half alles nichts. Zwei Stunden hatten wir noch vor uns, dabei brannte die Sonne unerbittlich auf uns nieder, daß sich vielen die Haut im Gesicht schälte und die Lippen wund wurden und sprangen. Um schneller zum Ziele zu gelangen, ritten wir abwechselnd Trab und Carriere; richtigen, ruhigen Galop kennen weder Beduinen noch Pferde. Wie eine Erlösung kam es uns daher vor, als wir endlich an einem kleinen Lehnhäuschen Halt machten und uns etwas ausruhen konnten. Hier wohnte seiner Zeit ein Herr Falls, der die Ausgrabungen mitgeleitet und die Vermessungen und Aufnahmen von der Trümmerstadt gemacht hatte. Auf der von Wind und Sand geschützten Seite wurde ein primitives Buffet aufgeschlagen, an dem wir uns bald an den mitgebrachten Herrlichkeiten erfrischen konnten.

Trotzdem alles von mehr oder weniger schmutzigen Griechenhänden zubereitet war, schmeckte es uns nach dem anstrengenden Ritt doppelt gut. Nach der Stärkung zogen wir nach dem eine Viertel-Stunde entfernten Trümmerfeld von Abu Menas oder Abumna, wie die dortigen Beduinen den Ort nennen.

Um die Entdeckung dieses für die urchristliche Geschichte des Pharaonenlandes sehr bedeutenden Nationalheiligtumes der ägyptischen Christen (Kopten) haben sich besonders Herr C. M. Kaufmann und J. C. Falls, der voriges Jahr (1907) zum Islam übergetreten ist, verdient gemacht. Beide haben unter großen Entbehrungen die winzigen Fingerzeige verfolgt, die sie in nur zwei Büchern fanden. Am meisten nützte ihnen wohl die Schilderung eines arabischen Geographen, der die Menasstadt noch vor ihrem gänzlichen Verfall gesehen hat und die Stadt ziemlich genau beschreibt, doch leider bezüglich der geographischen Lage nur den Schnittpunkt der von Alexandrien nach Wadi Natrun (d. i. Salztal) und von Toraneh nach Barka führenden Karawanenstraßen angiebt. — Nach dreißigtägigem Durchqueren der Mariut- und Auladaliwüste fanden sie einige zerstreute Trümmer, und einige Beduinen-

jüngens zeigten ihnen sogar eine Höhle, wo ein Afrit (ein böser Geist) hausen sollte. Später stellte sich dann heraus, daß es sich um einen Zugang zu der Krypta handelte, die total verschüttet war. un- sehen die richtige Fährte gefunden und man begann unter unsäglichen Mühen und Opfern die Ausgra- bungen, die denn auch von Erfolg gekrönt waren. Doch erst nach 1½ Jahren waren die Trümmer der über 1000 Jahre verschwunden gewesenen Stätte so weit freigelegt, daß auch ein Laie sich einen Begriff von der Anlage des Heiligtums machen konnte. Nur hier und da deutet ein übriggebliebener Säulenstumpf den Standplatz der Säulenhalle an. Die Krypta am Westende der Halle war teilweise noch gut erhalten, auch die großartigen Bade- und Cisternenanlagen, die sich bis weit außerhalb der Stadt erstreckten. Die Stadt war ehemals berühmt durch ihr heilkräftiges Wasser, das in kleinen flachen Krügen mit dem Bilde des heiligen Menas an die Pilger verteilt wurde, die aus allen Gegenden dort zusammenström- ten, um Heilung zu suchen. Abu Menas würde der Bedeutung nach ungefähr dem Wallfahrtsort Lour- des entsprechen.

Damals schmückten Weinreben die Hügel, u. Pal- menhaine beschatteten die müden Pilger. Noch heute kann man die Spuren sehen, wo einst ein Kanal mit dem Nil verband. Wie begeistert schrieb der alte arabische Geograph von ihrer üppigen Lage! Heute wächst kein Baum und kein Strauch mehr dort, der Kanal ist seit hunderten von Jahren ver- sandet, und nur wissensdurstige und neugierige Eu- ropäer versuchen auf den Trümmern sich ein Bild von der verschwundenen Pracht zu machen.

Nur 500 Jahre konnte sich diese christliche Nie- derlassung ihres Bestehens freuen, denn schon im Jahre 875 wurden von einem Sohne des damaligen Khalifen die schönsten Säulen und Ornamente ge- raubt, um beim Bau der Moscheen in Cairo Ver- wendung zu finden. Wenige Jahre später fiel Abu Mena gänzlich der Zerstörung durch die Araber zum Opfer. Seit der Zeit war der Ort völlig in Vergessen- heit geraten. Es sind verschiedene Bücher über die Ausgrabungen veröffentlicht worden, doch muß man Fachmann sein, um den archäologischen Berichten folgen zu können. Durch einen ausgedehnten Rund- gang erhielten wir einen Ueberblick über die einstige Anlage der Stadt, während uns ein französischer Vortrag die nötigen interessanten Aufklärungen gab.

Gegen 2 Uhr traten wir den Rückweg nach Behig an, wo wir uns noch mit einem Täschchen Beduinen- kaffee für die Bahnfahrt stärken konnten. Bei Dun- kelwerden lief der Zug in die Hallen des Alexandri- ner Bahnhofs ein u. vollauf befriedigt von der interes- santen und wohl gelungenen Fahrt verabschiedeten sich die verschiedenen Teilnehmer von einander.

Wohl mancher wird später, wenn er in zivilisier- ten Gegenden weilt und seine Gedanken am trau- lichen Herd zurückschweifen in vergangene Zeiten, gern des interessanten, wenn auch recht anstrengen- den Wüstenrittes in der Sahara gedenken. E. M.

Ueberseeische Postnachrichten

— Der 28 Jahre alte Gastwirt Edmund Baumann aus Lauterhofen (Sachsen) liebte eine Maid so heiß und innig, daß er beschloß, sie um jeden Preis heim-

zuführen, als der höchst realistische Schwiegerpapa in spe einige Schwierigkeiten erhob. Dieser prakti- sche Mensch wollte nämlich sein Töchterlein nur einem „wohlsituierten“ Schwiegersohne anver- trauen. Flugs verwandelte sich der unvermögende Heiratskandidat im Sinne des Schwiegerpapas in einen begehrenswerten Freier. Er nahm zwei Spar- kassenbücher der Kirchberger Sparkasse, auf die 1 Mark 11 Pfennig und 5 Mark eingezahlt waren, und erhöhte die Beträge auf 3000 Mark und 650 Mark. Mit schmunzelndem Gesicht zeigte er nun die Bü- cher seiner Braut, die schleunigst ihrem Papa die freudige Mär überbrachte. Bald gab es Hochzeit. Als aber nach den Flitterwochen der geleimte Schwiegervater seinen Gasthof dem Schwiegersohne verkaufte und dieser die gefälschten Sparkassen- bücher in Zahlung gab, kam der ganze Schwindel heraus. Das Nachspiel vor dem Strafgericht trug Baumann ein Jahr Gefängnis ein.

— Die Vereinbarungen über die Vereinigung von Schöneberg und Wilmersdorf, die von den ersten Bürgermeistern der beiden Teilstädte Groß-Berlins getroffen wurden, sind zur Beratung über die Ver- schmelzung einer Abordnung in Wilmersdorf zur Kenntnis gebracht worden. Die Abordnung beschloß, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen.

— Das Reichsgericht hob in Sachen des Kwi- leckiprozesses das Urteil des Oberlandesgerichts Pos- sen auf und änderte das Urteil des Landgerichts Lissa von 1907 dahin, daß die Klägerin Mayer mit ihrer Klage abgewiesen wird. Der Junge bleibt also „Graf“.

— Auf der Seinebrücke in der Nähe des Quai Debilly in Paris wurden am 15. Mai von Passanten ein Ueberzieher und ein Hut gefunden, die als Eigen- tum des Barons d'Abbadie d'Arrast kenntlich wa- ren. Der Baron wohnt in Evreux und ist als eifriger Katholik und reicher Mann bekannt. Er ist aus Ev- reux abgereist und wurde einige Stunden, bevor man den Fund an der Seinebrücke machte, noch in Paris gesehen, anscheinend in heiterster Stimmung. Es ist noch nicht festgestellt, ob ein Verbrechen oder ein Selbstmord vorliegt oder ob, wie die Verwandten glauben, der Verschwundene in einem Anfall reli- giösen Wahnsinns geflohen ist, um in einem Kloster Aufnahme zu suchen.

— Das Augsburger Schwurgericht verurteilte nach vier- tägiger Verhandlung den ledigen 38 Jahre alten Sticker und Dachdecker Johann Kappelsberger, der schon wegen Sittlichkeitsverbrechen schwer vorbestraft ist, wegen Er- mordung des neun Jahre alten Töchterchens der Schrein- erschen Eheleute Irmner zum Tode. Der Angeklagte hatte am 17. Juli 1910 dem Kinde im Kielsbergholz bei Unterreitau in der Nähe von Lindau am Bodensee den Leib aufgeschnitten und die Leber herausgenommen, in dem Verbrecheraberglau- ben, daß der Mörder, der seinem Opfer die Leber heraus- schneidet, unentdeckt bleibt.

— Einer der berühmtesten historischen Ringe wird, bei Christie in London versteigert werden. Es ist dies der Ring, den die Königin Elisabeth dem Grafen von Essex mit dem Versprechen gab, daß, was immer er auch begehen möge, sie ihm dies bei Rückgabe des Unterpfandes verzeihen würde. Als Essex zum Tode verurteilt wurde, vertraute er den Ring der Gräfin von Nottinham an, die jedoch von ihrem Gatten daran verhindert wurde, den Ring in die Hände der Königin zurückzulegen. Die Königin, ärgerlich über Essex' Hochmut, der sie nicht um Gnade bitten wollte, willigte in den Tod des Grafen. Auf ihrem Totenbette sandte die Gräfin von

Dr. Stapler

ehemaliger Assistent an der allgem. Poliklinik in Wien.
ehem. Chef-Chirurg div. Hospitäler etc. Chirurg am
portugiesischen Hospital.

Operateur und Frauenarzt

Rua Barão de Itapetalinga N 4. S. Paulo
Von 1-3 Uhr. Telephon 1407.

Nottingham nach der Königin und gestand, indem sie ihr den Ring einhändigte, ihre Unterlassungssünde. Die Königin geriet in eine wahnsinnige Wut, schüttelte die sterbende Gräfin und erklärte, daß, wenn ihr auch Gott verzeihen möge, sie das nie tun würde. In dem Ring befindet sich in ovaler Fassung das Bildnis der Königin.

— In Bern war eine Turnergruppe von Gymnasiasten mit Speerwerfen beschäftigt. Je zwei Gymnasiasten schleuderten einander Speere zu. Hierbei drang ein Speer dem 19jährigen Oberprimaner Woldemar Genge, einem Sohn des Oberlehrers Dr. Genge, in den Kopf, so daß der bedauernswerte junge Mann nach kurzer Zeit starb.

— Für ein Warenhaus in Köln, das die Aktien-Gesellschaft Leonhard Tietz errichten will, wird unter den in Deutschland ansässigen Architekten ein Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen bis zum 25. Juli dieses Jahres erlassen. Vier Preise von 10000, 7000, 5000 und 4000 Mark sind ausgesetzt, ferner sollen zwei Arbeiten für je 2000 Mark angekauft werden.

— In Freyung im Bayrischen Wald hat sich der Touristenführer Ahrent aus Verzweiflung über ein unheilbares Leiden den Bauch aufgeschlitzt und die Kehle durchgeschnitten.

— In der Nähe von Lizzano bei Rovereto in Südtirol, unweit dem Castel Dante, fanden einige Bauern die Leiche eines jungen, österreichischen Offiziers, dessen Kopf zwei kleine Schußöffnungen aufwies. Die Leute verständigten sofort die militärischen Behörden und eine Gerichtskommission, die bald darauf aus Rovereto am Tatorte erschien, erkannte in dem Selbstmörder den 35jährigen Oberleutnant Josef Kirchhammer des 1. Tiroler Landeschützenregiments, der in den nächsten Tagen nach Linz zum dort garnisonierenden 2. Landwehr-Infanterieregiment übersiedeln sollte. Kirchhammer, ein sehr eleganter und lebenslustiger Offizier, hatte zur Waffe gegriffen, um seiner drohenden Verhaftung wegen Hochverrats und Spionage zu entgehen. Verschiedene teure Passionen die sich mit seinen Vermögensverhältnissen nicht vereinbaren ließen, haben den ungewöhnlich talentierten und beliebten Offizier auf Abwege gebracht. Um seinen trostlosen materiellen Verhältnissen aufzuhelfen, verkaufte Kirchhammer militärisch wertvolle Informationen und geheime Pläne, die ihm in seiner Eigenschaft als Bataillonsadjutant leicht zugänglich waren, an Italien, wobei ihm die Kenntnis der südtirolischen Fortifikationsanlagen und Grenzbefestigungen sehr zustatten kam. Später scheint seine Tätigkeit für den italienischen Generalstab einen noch viel größeren Umfang gehabt zu haben, und in der letzten Zeit reiste er auch häufig persönlich in Zivilkleidern über die Grenze, wo in einem kleinen Dorfwirtshause geheime Zusammenkünfte mit den Vertrauensmännern seiner Auftraggeber vereinbart waren. Schon seit längerer Zeit bestand gegen Oberleutnant Kirchhammer ein unbestimmter Verdacht, aber niemand wollte dem Offizier ein solches Verbrechen zutrauen. Nur ungern entschloß man sich, Kirchhammer im Geheimen zu beobachten und in den letzten Wochen gelangten die militärischen Behörden in den Besitz von beweiskräftigem Material, das seine Spionagetätigkeit auf mehrere Jahre zurück aufdeckte. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, wurde Kirchhammer unter einem Vorwand zur Erteilung einer

Auskunft nach Wien geladen, aber der Offizier ahnte wohl, daß seine Verhaftung bevorstehe. Er leistete der Vorladung nicht Folge, sondern ergriff die Flucht. Die Militärbehörde wandte sich an die Polizei, um die Ausforschung des flüchtigen Spions zu erreichen, und man dachte zuerst, Kirchhammer hätte sich nach Italien begeben und die Grenze längst überschritten. Die Auffindung seiner Leiche setzte allen Nachforschungen ein Ziel.

— Der Besitzer eines Berliner Lokals, der seine Kellnerinnen im Hosenrock servieren ließ, wurde zur Lustbarkeitssteuer herangezogen. Die Steuer wird sicherlich erfolgreicher wirken als alle Gründe der Aesthetik.

— In einer Wohnung in Münster in Westfalen beaufsichtigte ein etwa siebenjähriger Knabe sein kleines Brüderchen, ein Kind im Alter von sechs Monaten. Er setzte dem Kinde einen Maikäfer an die Lippen, den das kleine Wesen dann in den Mund schob. Als Hilfe kam, war es bereits zu spät und das Kind erstickt. Ein herbeigerufener Arzt konnte nur noch den Tod feststellen.

— Die Feuersbrunst in Kirin, Charbin, hat 8387 Gebäude im Werte von 15 Millionen Rubel, 4046 Läden und 14 Bankkontore zerstört. Ueber 40000 Menschen sind obdachlos. Der Gesamtverlust beträgt 40 Millionen Rubel.

— Eine bedeutungsvolle Ehrung hat die Kieler Universität dem Vorsitzenden der Deutschen Turnerschaft, Geheimen Sanitätsrat Dr. Goetz-Leipzig-Lindenau und dem Abgeordneten v. Schenckendorff-Görllitz zuteil werden lassen, indem sie dieselben anlässlich der Grundsteinlegung eines Jahndenkmals in Kiel zu Ehrendoktoren, ersteren von der philosophischen, letzteren von der medizinischen Fakultät ernannt hat. Es ist das eine Tat, die nicht allein für die beiden hochverdienten Männer eine ehrenvolle Anerkennung bedeutet, sondern die auch der Sache, die sie vertreten, einen besonderen Glanz verleiht. Die jetzige Kieler Ehrenpromotion ist aber dadurch um so sinniger, als dieselbe Universität am 3. November 1817 den deutschen Turnvater Jahn zu ihrem Ehrendoktor ernannt hat. Man kann in der Tat die beiden jetzt geehrten Männer als geistige Nachfolger Jahns bezeichnen; sind doch in dem Namen Jahn alle gesunden deutschen Leibesübungen im nationalen Sinne verkörpert!

Mögen die deutsche Turnerei und die zu neuem Leben erweckten Volks- und Jugendspiele unter der Aegide der beiden neuen Ehrendoktoren weiter blühen und gedeihen zu des Vaterlandes Wohl! Die Diplome sind ihnen an ihren diesjährigen Geburtstagen, dem 24. und 21. Mai, übermittelt worden.

— Wenn nach einem bekannten Ausspruch des Deutschen Kaisers Deutschlands Zukunft auf dem Wasser liegt, so ist die Grundlage für diese Zukunft zweifellos seinerzeit durch die Begründung des preussischen Marineministeriums gelegt worden. In diesen Tagen ist gerade ein halbes Jahrhundert vergangen, seit sich das bedeutungsvolle Ereignis vollzog. Bekanntlich hat die preussische Marine ihren bescheidenen Ausgang genommen von dem Ankauf einiger Kanonenboote bei der Versteigerung der so unrühmlich verkraachten deutschen Reichsmarine von 1848. Für die paar Fahrzeuge genügte in den fünfziger Jahren, wo Prinz Adalbert als Oberbefehlshaber der Marine fungierte, eine Marinekommission unter seinem Vorsitz, die dem Kriegsministerium unterstand. Die kleine Flotte war in ihrem Entstehen dem Gespött der seegewaltigen Nachbarvölker, nicht nur der meerbeherrschenden Briten, sondern auch der Spanier und Franzosen ausgesetzt. Aber sie bestand ihre Feuerprobe in Gefechten gegen die Rißpiraten von Marokko bei Tres Forcas und bildete ihre Offiziere und Mannschaften

zu tüchtigen Seeleuten aus. So konnte denn im April 1861 ein besonderes Marineministerium gebildet werden, das zunächst dem Kriegsminister von Roon unter gleichzeitiger Ernennung zum Marineminister zur Leitung übertragen wurde. Welchen in der Geschichte der Völker unvergleichlichen Aufschwung seitdem die deutsche Marine genommen hat, während und weil Deutschlands Welthandel sich gleichzeitig in ähnlichen Dimensionen entwickelte, ist allbekannt. Das halbe Jahrhundert hat Deutschlands gewaltigste Zeit gesehen, und nach dem Zeitalter Wilhelms I. und Bismarcks, das der Zukunft freie Bahn schaffte, ist die Entwicklung der deutschen Marine einer Seemacht ersten Ranges eines der erfreulichsten Hauptereignisse deutscher Geschichte geworden.

— Nach einem von George Vaish in der „Royal Statistical Society“ in London gehaltenen Vortrage beträgt die Gesamtsumme des britischen Kapitals, das gegenwärtig außerhalb des Mutterlandes angelegt ist, 3192 Millionen Pfund Sterling. Davon entfielen auf die britischen Kolonien 1554 Millionen, auf fremde Länder 1638 Millionen Pfund Sterling. Auf die einzelnen Länder verteilt sich die Anlage-summe folgendermaßen: Unter den britischen Besitzungen steht Kanada mit 373 Millionen Pfund Sterling an der Spitze; ihm folgt Indien und Ceylon mit 365, Südafrika mit 351, Australien mit 302 Millionen Pfund Sterling, während auf die anderen Kolonien verhältnismäßig kleinere Summen entfallen. Von den fremden Ländern stehen natürlich die Vereinigten Staaten allen anderen weit voran. Es sind in ihnen nicht weniger als 688 Millionen Pfund Sterling britischen Geldes angelegt. Das nächstfolgende Land, Argentinien, weist mit 269 Millionen Pfund Sterling nicht viel mehr als den dritten Teil dieser Summe auf. Auch die dann folgenden Beträge entfallen auf überseeische Länder, nämlich 94 Millionen auf Brasilien, 87 auf Mexiko, 53 auf Japan usw. In Europa steckt das meiste britische Kapital, nämlich 38 Millionen Pfund Sterling in Rußland, in Spanien sind nur 18, in Italien 11, in Frankreich 7 und in Deutschland gar nur 6 Millionen Pfund Sterling angelegt. Nach der Schätzung **Vaish's bringt** dieses im Auslande und in den Kolonien angelegte britische Geld dem Lande jährlich 155 Millionen Pfund Sterling Zinsen ein, was einer Verwertung des Kapitals zu mehr als 5 Prozent entsprechen würde.

— Die chinesische Regierung kämpft seit Jahrzehnten gegen das Opiumlaster in China, das die Bevölkerung des Landes leiblich und geistig zerrüttet. Sie hat den Opiumhandel im eigenen Lande verboten, kann aber nichts ausrichten, solange dieses Gift ins Land kommt. Die hohe zivilisatorische Aufgabe, China zu vergiften, erfüllen die Engländer kraft eines Vertrages, der ein ganz besonderes Schandblatt in ihrer Geschichte bildet. Schon im Jahre 1840 begann die Regierung Chinas, den Opiumgenuß zu unterdrücken, und verbot dessen Einfuhr. Ein besonders energischer Mandarin zerstörte eine große Ladung aus Indien eingeschmuggelten Opiums, was England zum Kriegsvorwand nahm. Natürlich wurde das chinesische Heer böß geschlagen und der Kaiser gezwungen, auf einen Frieden einzugehen, der nächst einem großen Landraub ihm die Verpflichtung auferlegte, die weitere Einfuhr von Opium zu gestatten. Allmählich wurde der Vertrag

dahin gemildert, daß die Einfuhr nur noch in den zwei Häfen Canton und Shanghai zulässig war. Solange das Gift aber zu diesen beiden Häfen hereinkommt, ist es unmöglich, den Opiumgenuß zu unterdrücken. Infolgedessen wurde England wiederholt um die Erlaubnis ersucht, auch diese beiden Häfen der Opium-Einfuhr verschließen zu dürfen, und das ist China abgeschlagen worden. Das hält aber die Engländer nicht ab, sich als Kulturträger zu rühmen.

— In der Heilanstalt Kronenburg bei Eßlingen (Württemberg) ist im Alter von 74 Jahren Karl Baedeker gestorben. Er war der frühere Inhaber des weltbekannten Reisehandbuchverlages Karl Baedeker. Begründet wurde der Verlag von Karl Baedeker dem Älteren im Jahre 1827 in Koblenz, der etwa 10 Jahre später zunächst Reisehandbücher für Belgien und Holland und später für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz herausgab. Sein Sohn Karl Baedeker, der Jüngere, verlegte das Geschäft im Jahre 1872 nach Leipzig, trat aber etliche Jahre später aus dem Verlag aus und überließ denselben seinem jüngeren Bruder Fritz Baedeker, der ihn noch heute inne hat. Die Sammlung der bekannten rot gebundenen Baedeker-Reisehandbücher umfaßt heute fast sämtliche Länder Europas, einen Teil des Orients und Nordamerikas, sowie mehrere Weltstädte.

— Wegen eigenartiger Schwindeleien ist ein 40 Jahre alter Techniker Hermann R. Gurlitt aus der Pasteurstraße in Berlin verhaftet worden. Gurlitt war einmal Geschäftsführer einer Immobiliengesellschaft m. b. H., die ihren Sitz in Wilmersdorf hatte und als ihre Aufgabe den Ankauf von Grundstücken in und um Berlin bezeichnete, und wohnte bis vor einiger Zeit in der Friedrichstraße in Berlin. Diese Gesellschaft besaß im Jahre 1900 auch einmal ein Grundstück in der Völkerstraße, konnte es aber nicht halten, da sie kein Geld hatte. Das Grundstück kam zunächst in Zwangsverwaltung und dann unter den Hammer. Es gehört längst einem andern. Trotzdem besitzt Gurlitt noch für 90.000 Mark Anteilscheine, in denen auf dieses Grundstück Bezug genommen wird. Er verkaufte die Scheine als gute Papiere und erreichte es damit, daß immer noch Gesellschafter vorhanden waren. Erkannten die Käufer die Wertlosigkeit der Scheine, so wußte Gurlitt neue Abnehmer zu finden und befriedigte die alten zum Teil mit dem Gelde, das er von den neuen erhielt. Schon im vergangenen Jahre schwebte gegen ihn wegen dieser Geschäfte ein Strafverfahren, es wurde aber eingestellt, da man ihn für gutgläubig hielt. Eine Zeitlang ließ er dann auch nichts mehr von sich hören. Plötzlich erschien er als Kinotheatergründer in verschiedenen Stadtvierteln. Ueberall benutzte er dabei seine wertlosen Anteilscheine, um von Unternehmern 100 bis 200 Mark und mehr herauszuschlagen. Zuletzt setzte er sich mit Grundstücksspekulanten in Verbindung. Er ließ sich Kauf- und Verkaufsrechte verschreiben, bezahlte nachträglich Stempel- und Notariatsgebühren aus Hypotheken, die er sich auf die ihm notariell verschriebenen Grundstücke verschaffte und nahm dann Leute gegen Bürgschaft zur Bearbeitung der Grundstücke an, Verwalter, Inspektoren, Aufseher und technische Beamte. Ihnen erzählte er, daß es sich um hohe Werte handele und daß er deshalb Kautions verlangen müsse.

— Abdul Hamid versuchte in den letzten Wochen infolge vorübergehender Geistesstörung aus einem Fenster der Villa Allatini in den Garten hinabzuspringen. Im letzten Moment wurde er von seiner Umgebung daran gehindert. Er zeigt eine außerordentliche Nervosität und wird fortgesetzt ärztlich beobachtet. Ein späterer Bericht besagt, daß das Befinden des ehemaligen Sultans eine Verschlimmerung erfahren hat. Es scheint eine Nervenkrise eingetreten zu sein. Man vermutet, daß die Mitteilung von der bevorstehenden Ankunft seines Bruders ihn in die größte Erregung versetzt habe. Der Arzt liegt die Hoffnung, daß der Zustand Abdul Hamids nur vorübergehender Natur sei, obgleich Anzeichen von Delirium vorliegen sollen.

— In dem Bericht des französischen Rechnungshofes für das Jahr 1908 wird an der Geldgebarung verschiedener Ministerien eine überaus scharfe Kritik geübt. Unter anderem wird der Mißbrauch, den einzelne Ministerien dadurch begingen, daß sie ihren Beamten sogenannte Missionen im Auslande anvertrauten, um ihre Bezüge zu erhöhen, lebhaft gerügt. Als Beispiel wird angeführt, daß ein Beamter des Arbeitsministeriums eine Mission zum Studium der Schuhwarenerzeugnisse in Südamerika bekam, die 14.000 Franken verschlang.

— Jeden Freitag finden vor dem Gerichtshof des elften Distriktes in New York Verhandlungen über Familienzwistigkeiten aller Art statt, denen durch die Gerichtsordnung ausdrücklich dieser Tag reserviert ist. Vor dem Richter entrollen sich da oft erschütternde Tragödien des Familienhasses, der Treulosigkeit, der Pflichtvergessenheit. Menschen, die durch Bande des Blutes aufs engste verknüpft sind, treten einander da als Kläger und Beklagte gegenüber und durch richterlichen Spruch muß nicht selten erzwungen werden, was einstens eine freudig erfüllte Pflicht der Zusammengehörigkeit war. Da kämpfen Gatten, die ihr vernichtetes Eheglück mit Haß und Abscheu gegen einander erfüllt hat, um den Besitz ihres Kindes, das ja trotz aller Richtersprüche beiden gehört. Da erscheint die verlassene Frau, um durch ihre Klage den treulosen Gatten wenigstens zur gesetzlichen Alimentation seiner Familie zu zwingen. Feindliche Brüder tragen ihren Haß vor den Richter, erwerbsunfähige Söhne erscheinen als Kläger gegen ihre Väter, die sich der Pflicht, sie zu erhalten, entziehen wollen. Und umgekehrt müssen Kinder, die sich ihrer verarmten Eltern nicht annehmen wollen, oft durch die Macht des Richterspruches an das vierte Gebot erinnert werden. Dramatiker, die diese Freitagsverhandlungen besuchen, dürften nie mehr um packende Stoffe für Familientragödien in Verlegenheit kommen. Hier fänden sie reiche Auswahl an „Handlung“, die den Vorzug hätte, aus dem Leben gegriffen zu sein. Ein besonders ergreifendes Drama, das so recht das berühmte Wort König Lear „Schärfer nagt als Schlangenzahn eines Kindes Undank“ in Erinnerung ruft, spielte sich erst jüngst vor dem Richter des elften Distriktes ab. Erschien da als Beklagter ein bekannter Newyorker Fabrikant vor dem Richter. Tadello gekleidet, vom Scheitel bis zur Sohle ein Gentleman in Erscheinung. Er führte seine junge, in Schönheit und Luxus strahlende Gattin am Arme. Und nun trat die Klägerin vor: ein gebeugtes, ärmlich gekleidetes Mütterchen, aus dessen faltenreichen Zügen und tränengeröteten Augen Not, Entbehrung und Krankheit sprechen. Das war die Mutter des

„Fama“

-Asbestfussboden, gegen Kälte und Hitze indifferent, ohne Fugen, garantiert feuersicher und wasserundurchlässig, sehr widerstandsfähig, von deutschen Behörden und Architekten in bedeutenden Quantitäten seit vielen Jahren verwandt.

Ia. Zeugnisse! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien abgegeben; auch fertiggemischtes Material geliefert.

Hannoversche Steinhofabrik

„Fama“ G. m. b. H., Hannover.

eleganten, vornehm gekleideten, reichen Herrn. Wenigstens behauptete sie das in ihrer Klage, in der sie darlegte, daß sie durch Alter und Krankheit in Not geraten sei und daß ihr ihr reicher Sohn trotz oftmaliger Bitten niemals auch nur einen Shilling habe zukommen lassen. Um nicht Hungers zu sterben, habe sie sich zur Klage genötigt gesehen und bitte den Richter, ihren Sohn zur Auszahlung einer bescheidenen Alimentation an sie zu verhalten. Was geschah aber? Der Sohn, der sich wohl vor seiner Gattin seiner Herzlosigkeit schämen mochte, zog sich durch eine noch größere Roheit aus der Verlegenheit. Er erklärte kühl, daß die Klägerin nicht seine Mutter sei, und daß er die ärmlich gekleidete Frau gar nicht kenne. Sprachlos wandte der Klägerin den Rücken und verließ mit seiner Gattin am Arme den Gerichtssaal. Und dem Richter blieb nichts übrig, als der Greisin die Beweisführung aufzutragen, daß der Beklagte wirklich ihr Sohn sei.

— Wie wenig bescheiden die Amerikaner — auch nach den Manövererfahrungen in Texas — ihre eigene Leistungsfähigkeit einschätzen, beweist ein durch mehrere amerikanische Blätter gehender Aufsatz über die amerikanische Armee, in dem es u. a. heißt: „Würden wir im Kriege mit Deutschland stehen, und wären unsere Truppen bis auf 10 Meilen an Berlin herangekommen (!!), so würde die amerikanische Führung über die Geländeverhältnisse in der Nähe der deutschen Reichshauptstadt deartig genau informiert sein, daß unsere Geschütze so gerichtet werden könnten, um ohne weiteres das kaiserliche Schloß oder jedes andere öffentliche Gebäude in Trümmer zu legen. Die Kanoniere würden im Dunkeln und über die unliegenden Hügel hinwegschießen können, denn sie wären imstande, die Höhen- und Seitenrichtung nach den von unserer Kriegsakademie vorbereiteten Karten zu nehmen u. würden daher noch sicherer treffen, als wenn es sich um Feuern mit direktem Anvisieren handelte. Jede Anhöhe, jeder Wasserlauf, jedes Stück offenen Terrains in der ganzen Berliner Umgegend wäre unseren Leuten bekannt Denn die Vereinigten Staaten unterhalten eine Institution, deren Auftrag es ist, die Vorbereitungen für den Krieg auf das genaueste zu treffen.“ — So schreiben die Zeitungen eines Landes, auf das die Deutschen seit Jahren die allerzartesten Rücksichten nehmen zu müssen glauben.

— In Settenrade bei Lüdinghausen badete am 16. Mai ein Lehrer mit sechs Schulkindern im Alter von 13—14 Jahren in einer Mergelgrube. Dabei gerieten sie an eine tiefe Stelle und ertranken sämtlich. Die Grube war infolge des anhaltenden Gewitterregens der letzten Tage mit Wasser gefüllt. Der

Lehrer, Hans Flötgen aus Settenrade, ein im 56. Lebensjahre stehender Mann, teilte den Knaben der Oberklasse mit, daß er am Nachmittag zu baden gedenke, und es meldeten sich dreizehn Knaben, die mitbaden wollten. Bei der Grube angelangt, stürzten sie sich gleich ins Wasser. Drei Knaben, die sich noch im Ausziehen befanden, sahen, wie einer nach dem andern plötzlich verschwand. Die Grube hatte in der Mitte ein sechs Meter tiefes Loch, wovon niemand eine Ahnung hatte. Ein Knabe konnte sich und noch einen anderen Kameraden retten. Man brachte die sieben Leichen, die bald geborgen werden konnten, in die Leichenhalle zu Settenrade.

— Aus Köln wird gemeldet: Die Kunde, daß das große Los und der gleich große zweite Gewinn der preußischen Klassenlotterie in die Duisburger Kollekte gefallen sind, hat bei mehreren Familien großes Unbehagen ausgelöst, da in einem Falle, in dem 500.000 Mk. dem Gewinner zufielen, dieses betreffende Los jüngst erst von einem Manne verkauft wurde, der 48 Jahre lang das Los besessen hatte, ohne bisher einen Treffer zu machen. Der neue Besitzer gab kurz vor der Ziehung drei Viertel Losteile ab. In dem anderen Falle des 200.000 Mark-Gewinnes hatte vor kurzer Zeit gleichfalls der frühere langjährige Losbesitzer dieses an andere Spieler abgegeben, da er seit Jahrzehnten nie Treffer erhalten hatte.

— Schwere Gewitter, teilweise mit wolkenbruchartigem Regen und Hagelschauern, gingen kürzlich in Hamburg und in den umgebenden Provinzen, Schleswig-Holstein, Oldenburg und Mecklenburg nieder. Ueber Hamburg allein entluden sich vier Gewitter innerhalb 12 Stunden. Die Straßen Hamburgs waren teilweise überflutet, viele Kellerwohnungen standen unter Wasser. In Altona trat eine längere Störung des Straßenbahnbetriebes ein, da alles überflutet war. An verschiedenen Stellen hat der Blitz gezündet. Als auf der Bahrenfelder Rennbahn die Rennen während des Gewitters beendet waren, und die dichten Menschenmengen hinausdrängten, schlug ein Blitz in die neue, am Eingange befindliche Telephonleitung, wodurch eine große Panik unter den Massen entstand. Viele Personen erlitten mehr oder weniger heftige Erschütterungen, eine Anzahl Frauen und Kinder fielen in Ohnmacht, erholten sich später aber wieder, ein berittener Polizeisergeant indes wurde durch den Weterschlag völlig gelähmt, und mußte vom Pferde gehoben werden und ein anderer berittener Sergeant wurde aus dem Sattel geschleudert.

— Vor einigen Wochen hat die Firma Tornquist in Buenos Aires von den Hrn. Overejo y Zerda das Landgut Ledesma in Salta für 7.000.000 Pesos gekauft. Einige 24 Stunden später hat nun die Firma Tornquist den Kauf an ein französisches Syndikat weitergegeben, aber um 14.000.000 Pesos, hat also in einer Nacht 7 Millionen Profit gemacht!

— Die Aktien und Obligationen der Deutsch-Südamerikanischen Telegraphengesellschaft A.-G. in Köln sind zur Notierung an der Berliner Börse zugelassen worden. Der Zeichnungspreis für die Aktien beträgt 110 Prozent, für die Obligationen 100½ Prozent. Gegründet wurde die Gesellschaft im Jahre 1908 sie besitzt 40jährige Konzessionen des Deutschen Reiches für eine Kabelverbindung zwischen Deutschland u. Südamerika, sowie mit Westafrika. Für die Benutzung des Kabels zahlt das Reich der

Gesellschaft eine feste Vergütung von jährlich . . . 1.289.100 Mark für die Strecke zwischen Borkum und Teneriffa, 882.650 Mark für die Strecke Teneriffa—Monrovia und 840.000 Mark für die Strecke Monrovia—Brasilien. Auf die Aktien der Gesellschaft wurden in den Jahren 1909 und 1910 je 6 Prozent Dividende für die eingezahlten Beträge gezahlt.

— Auf einem etwa 3000 Joeh umfassenden Teil der Bugacer-Pušta bei Keeskemét in Ungarn wird demnächst schon der interessante Versuch gemacht werden, in Ungarn eine Straußenzucht anzulegen. Der Versuch wird auf Kosten eines Privatkonsortiums unternommen, welches auf Grund von Verhandlungen mit Hagenbeck auf der Pušta die erforderlichen Einrichtungen getroffen hat. Schon am 1. Mai trafen die von Hagenbeck beigestellten zehn Strauße auf der Pušta ein, um dort ihre Zuchtstätigkeit zu beginnen. Nach dem Ausspruch von Fachleuten soll die Bugacer Pušta in klimatischer Beziehung für die geplante Zucht sehr geeignet sein.

— Vom bayerischen Verkehrsministerium ist die Konzession für eine Drahtseilbahn durch das Höllental auf die Zugspitze erteilt worden. Mit dem Bau dieser Bahn auf den höchsten Berg Deutschlands wird nächstens begonnen werden.

— Einer Meldung aus Trautenau in Oesterreich zufolge hat die Spinnerei Faltis Erben, die 1200 Arbeiter beschäftigt, den Betrieb eingestellt, nachdem 400 Spinnerinnen wegen Nichtbewilligung von Lohnforderungen in den Ausstand getreten sind. Auch in anderen Fabriken macht sich eine Lohnbewegung geltend.

— Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika sind zur Zeit nicht günstig. Der Beginn einer geschäftlichen Krisis zeigt sich in Zahlungseinstellungen, Pfändungen usw.

— Gegenwärtig zählt der Deutsche Bankbeamtenverein 25.000 Bankbeamte als Mitglieder gegen 5000 im Jahre 1905 und 56 im Jahre 1894. Im ganzen gibt es in Deutschland jetzt rund 50.000 Bankbeamte, auch eine Belegziffer für das außerordentlich intensive wirtschaftliche Leben im heutigen Deutschen Reiche.

— Das Berliner Kaufmannsgericht hatte wieder einmal einen eigenartigen Fall abzuurteilen. Ein Chef hatte eine junge Dame als Filialeiterin engagiert mit einem Gehalt von 150 Mark. Er löste jedoch das Verhältnis mit der Motivierung, die Dame trete ihm zu elegant auf, sie trage zu feine Kleider und fahre im Auto vor. In einem Antwortschreiben ließ die Gekündigte das „Hochachtend“ fort, wodurch sich wieder der Chef beleidigt fühlte. Vor Gericht führte die junge Dame aus, daß sie sich Auto und elegante Kleidung leisten könne und daß sie niemandem, auch dem Beklagten nicht, Rechenschaft darüber schuldig sei. Kein Chef habe es bisher gewagt, sie deshalb zu verdächtigen. Sie selbst habe aus eigenem Vermögen Zinsgenuß, außerdem seien ihre Eltern reich. Das „Hochachtend“ in ihrem Briefe habe sie fortgelassen, weil sie jemanden, der sie durch verblühte Verdächtigungen beleidigt habe, unmöglich hochachten könne. Das Kaufmannsgericht sprach denn auch der eleganten Filialistin die geforderten 150 Mk. zu.

— Die amerikanische Friedenskonferenz in Baltimore nahm auf Vorschlag des New Yorker Bankiers Speyer eine Resolution an, wonach das sogenannte Prinzip der finanziellen Neutralität in das

Programm der nächsten Haager Konferenz aufgenommen werden soll. Danach soll es den Finanzleuten der nichtkriegführenden Parteien künftig untersagt sein, die kriegführenden durch Gewährung von Anleihen zu unterstützen.

— In Zittau hat sich ein unter Leitung des Redakteurs Ferdinand Hesse stehender Ausschuß gebildet, der die Errichtung eines Waldtheaters mit Freilichtbühne in dem die als Perle des Lausitzer Gebirges bekannten Oybin beabsichtigt. Die Behörden erweisen dem Unternehmen das weiteste Entgegenkommen. Der Platz des Theaters ist äußerst romantisch. Die Aufführungen sollen bald beginnen und den Sommer hindurch regelmäßig Sonntag nachmittags stattfinden. Klassische Dichtungen wie „Wallensteins Lager“, „Iphigenie“ und „Die Hermannsschlacht“, sowie Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke“ werden zur Aufführung gelangen. Die Wiedergabe geschieht durch Berufsschauspieler. Auch das Engagement von Hofschauspielern zu Gastspielen ist beabsichtigt. Wert soll auf die Massenszenen gelegt werden, zu denen 100 bis 200 Personen herangezogen werden sollen. Diese Spiele dürften dem schon jetzt recht gut besuchten und immer mehr in Aufnahme kommenden reizenden Kurort Oybin noch mehr Anziehungskraft verleihen.

— Der 32 Jahre alte Buchhalter Erich v. Seltzer, der am 1. April nach Unterschlagung von 12.000 Mark von Berlin flüchtete, hat sich selbst der Polizei gestellt. v. Seltzer entstammt einer Offiziersfamilie, ist aber auf die schiefe Ebene geraten und wegen Diebstahls, Unterschlagung und Betruges schon wiederholt bestraft. Trotz dieses Vorlebens gelang es ihm, durch Fälschung von Zeugnissen und Auskünften bei einer großen Baugesellschaft Stellung zu finden. Er arbeitete auch sechs Jahre lang zur vollsten Zufriedenheit, erwies sich stets zuverlässig u. genoß deshalb schon seit Jahren volles Vertrauen. Er lebte auch anscheinend bescheiden. Seine Frau schnaiderte und trug dadurch zum Lebensunterhalte bei. Das Ehepaar bewohnte mit einem Kind in der Chodowieckstraße 40 im vierten Stock Stube, Kammer und Küche. v. Seltzer führte aber wie so mancher in der Großstadt ein Doppelleben. Durch Spielen erwarb er sich die Mittel, seinen sadistischen Neigungen frönen zu können. Als diese Mittel versagten, griff er in die Geschäftskasse. 12.000 Mark, die in mehreren Posten bei der Gesellschaft eingegangen waren, um an andere Baufirmen abgeführt zu werden, unterschlug er und buchte sie nicht. Man schöpfte Verdacht, als er eines Sonnabends sich krank meldete und am nächsten Montag nichts mehr von sich hören ließ. Eine Prüfung der Bücher und Kasse deckte die Unterschleife auf. Unterdessen war v. Seltzer schon abgereist. Er ließ Frau und Kind im Stich, fuhr mit der Beute nach Köln und vergeudete dort in Frauenkreisen einige tausend Mark. Dann fuhr er nach Paris, von wo er sich nach London begab. Endlich besaß er gerade noch so viel. Hier begab er sich nach dem Polizeipräsidium und stellte sich selbst der Kriminalpolizei zur Verfügung. Er hatte noch 12 Mark 50 Pfennig, einen Füllfedhalter und andere Kleinigkeiten bei sich.

— Am 14. Mai ist der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Dr. Rudolf von Wittenburg nach langem Leiden in Grunewald gestorben. Die Kunde von seinem Hinscheiden wird in allen Kreisen, die zu der deutschen Ostmark in irgendwelchen Beziehungen stehen, mit lebhafter Teilnahme empfunden wer-

den, denn der Name und die Lebensarbeit Wittenburgs sind mit der preußischen Ostmarkenpolitik und besonders mit dem Werke der Ansiedelungskommission aufs engste verknüpft. Er war ihr eigentlicher Organisator und Leiter schon in der Zeit von 1886 bis 1891, wo nominell der Oberpräsident von Posen, Graf von Zedlitz-Trützschler, als Vorsitzender der Ansiedelungskommission fungierte. Er war ihr erster Vorsitzender und Präsident im Hauptamt vom 20. April 1891 bis zum 31. März 1903. Was er in dieser verantwortungsreichen Stellung gewirkt hat, gehört der Geschichte, aber fortwirkend auch noch voll der Gegenwart an, die in diesen Tagen wieder den alten Kampf um die preußische Ostmarkenpolitik in neuer Schärfe aufflammen sieht. Wittenburg war alles andere als Bürokrat: er hatte sich auf weiten Auslandsreisen viel in der Welt umgesehen und dabei einen treffsicheren Blick für das wirklich Praktische gewonnen, auf den bei der Durchführung der Ansiedlungstätigkeit besonders im Anfang alles ankam. Als er 1886 zur Dienstleistung bei der neugebildeten Ansiedelungskommission berufen wurde, war Rudolf v. Wittenburg dreizehn Jahre Landrat des Kreises Neustadt in Schlesien gewesen. In dieser Tätigkeit, die ihn mit der ländlichen Bevölkerung und besonders mit dem Kleinbauerntum in engste Berührung brachte, hatte sich Wittenburg jene fast unfehlbare Menschenkenntnis angeeignet, die ihn bei der Auswahl der sich aus allen Gauen Deutschlands meldenden Ansiedlungslustigen wesentlich unterstützte. Es wird in Posen noch heute manch ergötzlicher Zug von Wittenburg erzählt, der im Verkehr mit seinen Ansiedlern Zunge und Herz auf dem rechten Fleck hatte. Ueberhaupt darf man von Wittenburg wohl sagen, daß er in jeder Hinsicht ein ganzer Mann war, mit allen Schroffen und Kanten zwar, aber auch mit einem geistigen Rüstzeug und einer Arbeitskraft ausgestattet, wie man sie selten findet. Sonst hätte er die Arbeit in der Ostmark nicht leisten können, die er tatsächlich zum Segen der deutschen Sache dort vollbracht hat. Rudolf von Wittenburgs Andenken wird besonders von allen denen, die ihn persönlich kennen gelernt haben, dauernd hoch in Ehren gehalten werden. Nicht nur seine Amtstätigkeit, auch sein Menschentum, das sich schlicht und einfach, frei und offen gab, hatte eine kraftvolle persönliche Note und einen Zug ins Große. Leider sind ihm seine letzten Lebensjahre durch ein schweres Leiden verbittert worden, von dem er durch den Befreier Tod erlöst worden ist. Sein Lebenswerk aber, an das er seine besten Kräfte gesetzt hat, lebt fort und wird sich hoffentlich, wenn die jetzige Krisis glücklich überstanden ist, kräftig fortentwickeln zum Segen des ostmärkischen Deutschtums, in dem das treue und dankbare Gedenken an Rudolf von Wittenburg nie erlöschen wird.

— Am 12 Mai wurde in Köln, in der Ursulastraße die 48jährige Witwe Hild, die dort bei ihrem 26jährigen Sohne, einem Goldarbeiter wohnte, von diesem ermordet. Hausbewohner fanden die Frau auf dem Boden vor dem Bette erdrosselt vor. In der letzten Zeit war es häufig zwischen dem Sohn und der Mutter zu erregten Szenen gekommen. Der Mörder wurde heute nachmittag verhaftet. Er legte sofort ein Geständnis ab und erklärte, er habe von seiner Mutter 10 000 Mark haben wollen. Als sie sich weigerte, habe er sie mit einem Strick erwürgt. Der Mörder ist das einzige Kind der Witwe, die in sehr guten Verhältnissen lebte und ihre Zustimmung zur Eheschließung ihres Sohnes nicht geben wollte.

Wochenschau.

S. Paulo, Mittwoch, den 14. Juni

-- Die „Comp. Brasileira de Energia Eleetrica“, Nachfolgerin der Firma Guinle & Co., reichte vor einigen Tagen der hiesigen Präfektur eine Bittschrift ein, worin sie um Erlaubnis einkam, in den Straßen und Plätzen, welche noch nicht von der Light & Power benutzt werden, Pfosten aufzustellen oder unterirdische Leitungen zu legen. Hierdurch wird augenscheinlich die alte Streitfrage dieser beiden Unternehmungen wieder aufgefrischt, obgleich diese durch Entscheidungen der Kammer, des Senats, und später des Obersten Bundes-Tribunals geregelt wurde. Die Entscheidung ging dahin, daß die Light das ausschließliche Recht hat, an den Plätzen, welche sie schon benutzt. Jedermann kennt die letzte Entscheidung des derzeitigen Präfekten, Cons. Antonio Prado, sodaß eine Wiedergabe derselben unnötig ist. Immerhin ist es gut, daran zu erinnern, daß durch dieses Dokument der Vorzug der Light festgesetzt wurde für alle noch nicht benützten Plätze, um hierdurch die Light zu verpflichten, kraft ihres eigenen Privilegs, alle Anträge zu erfüllen, die ihr zwecks Lieferung elektrischer Energie gestellt werden. Soviel wir wissen, hat die Light alle diese Anträge erfüllt, woraus erfolgt, daß die fragliche Benutzung wirklich vorliegt. Hieraus folgt, daß, da die Frage noch „sub judice“ ist, es klüger sein wird für unsere Municipalität, sich irgend welcher Entscheidung zu enthalten, um nicht Gefahr zu laufen, daß später beträchtliche Entschädigungen von ihr gefordert werden.

— Der Ackerbauinspektor Emilio Castello begab sich gestern nach Santos, von wo er mit dem Dampfer „Verdi“ auf Anordnung des Ackerbausekretärs nach Nordamerika fahren wird, um dort die Baumwollkultur zu studieren.

— Die S. Paulo Railway beabsichtigt, zwischen Santos und S. Paulo vom 1. Juli ab einen neuen Zug einzustellen, welcher von Santos um 10 Uhr früh abfährt.

— Adelaide Michel gehört auch zu den hypernerösen Vertretern des weiblichen Geschlechts. Sie leidet an Verfolgungswahn und wollte sich den bösen Geistern dadurch entziehen, daß sie in den Tod zu gehen beschloß. Schnell zu sterben war ihr auch im Wahn nicht angenehm, deshalb griff sie zur Lysolflasche, um dann bei dem Eintritt von Gifterscheinungen den nötigen Radau zu schlagen, um womöglich als Märtyrerin irgend einer fixen Idee von ihren sie bewundernden Freundinnen zu scheiden. Da ein solcher Fall nicht mehr genügend zieht, machte auch der hinzugerufene Delegado weiter kein Federlesens, sondern steckte sie einfach in die Misericordia.

— Die „Companhia Estrada de Ferro do Dourado“ begann gestern mit der Legung der Schienen nach der Station Jahu.

— Ueber Campos do Jordão, dieses herrliche Hochland, schreibt Professor Nascimento Gurgel wie folgt: „Mitten in der „Cordilheira Central do Brazil“, angelehnt an die „Serra da Mantiqueira“, erscheinen uns die „Jordansfelder“ in einer Höhe, die mit über 2000 Meter hinausreicht. Der höchste Ort des ganzen Gebietes ist Itapema, 2000 Meter über dem Meere gelegen. Dann folgen Im-

biry mit 1950 und Bahu mit 1900 Meter. Villa Jaguaripe, zum Munizip S. Bento do Sapucahy gehörig, 1850 Meter über dem Meer gelegen, scheint jedoch berufen zu sein, mit der Zeit der größte und volkreichste Ort des ganzen Plateaus zu werden. Hier befindet sich der Rio Capivary, einer der größten Quellflüsse des Rio da Prata. Auch die anderen Flußläufe dieses Gebirgslandes vereinigen sich alle zum Rio Grande, der später den Namen Parana erhält, um sich als Rio de la Plata ins Meer zu ergießen. Die Entfernung von Pindamonhangaba, 500 Meter über dem Meer, der letzten Eisenbahnstation bis zu den „Campos“, beträgt in der Luftlinie 25 Kilometer, während die Steigung 1030 Meter ausmacht. Der Fahrweg aber hat eine Länge von 45 Kilometer. Villa Jaguaripe hat folgende geographische Bestimmung: 22 Grad 42 Minuten südlicher Breite und 2 Grad 24 Minuten westlicher Länge von Rio de Janeiro aus gerechnet. Geologisch gedacht ist das ganze Gelände eine einzige, herrliche Granitformation. In der Flora nun, einer reinen Gebirgsvegetation, herrscht der Pinienbaum, Arancaria brasiliensis, vor. Das Klima ist paradiesisch und aufs beste geeignet. Genesende zu kräftigen und Kranke, namentlich Tuberkulose, zu gesunden. Ueber die ausserordentlich sanften Bewegungen in meteorologischer Hinsicht mögen folgende Zahlen aus den Beobachtungen des Herrn Dr. Clemente Ferreira Aufschluß geben. Jährliches Mittel 14 Grad des Thermometers und 63 Grad des Hygrometers, Temperaturmittel im Sommer 16 Grad des Thermometers und 6 Grad des Hygrometers, Temperaturmittel im Winter 12 Grad des Thermometers und 6,6 Grad des Hygrometers. Dementsprechend ist die tägliche Bewegung der Temperatur im Mittel im Sommer 2,1 Grad und im Winter 4,2 Grad. Die Temperaturschwankung des Jahres 1907 auf die 4 Jahreszeiten verteilt, läßt folgende Tabelle erkennen. Herbst: Mittel 13,1 Grad, Maximum 18,6 Grad, Minimum 6,6 Grad; Sommer: Mittel 16,1 Gr., Maximum 21,1 Gr., Minimum 12,4 Gr.; Winter: Mittel 9,2 Gr., Maximum 15,8 Gr., Minimum 3,6 Gr.; Frühling: Mittel 13,8 Gr., Maximum 20,7 Gr., Minimum 8,3 Gr. Im Jahre 1906 betrug das Mittel 18,2 Grad, das Maximum 18,8 Grad und das Minimum 7,1 Grad. Die Campos do Jordão sind somit, was das Klima anbelangt, den Campos da Boeaina, die allgemein als die schönsten von S. Paulo gelten, zum mindesten gleich zu erachten. Das Gelände bietet dem Auge die verschiedenartigsten und prachtvollsten Formen. Vom Höhepunkte aus überblickt man die niederen Gipfel, die wie ungeheure Stufen zum unermesslichen Horizont abfallen. Weiße, wallende Nebelschleier verhüllen sie gewöhnlich und verstärken noch den grotesken Eindruck. Regen stellt sich nur im Sommer ein, und, geschützt durch die Serra des imposanten Itatiaya und des bizarren Orgelgebirges, ist das Hochland des Jordão nur in ganz geringem Maße sehr schwachen Winden ausgesetzt. Manchmal jedoch, wie ein liebliches Wunder, fällt Schnee über Nacht, der dann das Grün der Bäume mit einem unendlich zarten Hauche bedeckt. Die aufsteigende Sonne jedoch macht dieser Pracht ein schnelles Ende. Vergleicht man hinsichtlich des Klimas die Campos do Jordão mit den berühmten Luftkurorten der Schweiz, so neigen sich die Vorteile unzweifelhaft auf die Seite des Paulistaner Berglandes. Es genügt zu bemerken, daß in der Schweiz die Temperatur bis 30 Grad unter 0 sinkt und daß der Schnee,

wie man glaubwürdig berichtet, meterhoch die Straßen bedeckt. Nun ist ja das höchste Bestreben der modernen Therapeutik, den schwachen Organismus des Menschen zu kräftigen und namentlich die gedrückten, verstaubten und trägen Lungen zu regen und in kraftvolle Atmungsorgane zu verwandeln, was hier in solcher Höhe leicht zu erreichen ist. Die Reinheit und relativ geringe Dichtigkeit der Luft zwingt die Lungen zu einer andauernden und methodischen Atemgymnastik und stärkt somit die Muskelkraft der Atmungsorgane ganz beträchtlich. Eine weitere Folge des schnelleren und tieferen Atmens ist die allmählich aber sicher eintretende Sterilisierung der Tuberkelbazillen sowie die Hebung der Verdauungstätigkeit. Hierin liegt nun ohne Zweifel der Hauptwert der Campos do Jordão als Höhenluftkurort. Die Schwindsucht fordert in Brasilien Millionen von Opfern. Angesichts dieser verschwenderischen Natur, die uns die Hand bietet zum Kampfe gegen den schleichenden, heimtückischen Feind, erscheint dies unverständlich. In Europa zum Beispiel unterhalten sämtliche Nationen mit ungeheuren Mitteln die teuersten Luftkurorte; Brasilien jedoch mit seinen ausgedehnten Gebirgen, herrlichen Hochplateaus will seine Schätze nicht ausnützen. Unterdes zerstört die Tuberkulose das Familienglück, verhängt ungeheures Elend über Generationen, untergräbt den Wohlstand der Nation und vernichtet die Widerstandskraft des Volkes. Die Campos do Jordão würden ein unschätzbarer Segen für ganz Brasilien sein, fänden sich tätige und einflußreiche Männer, die den Mut hätten, durch zielbewußte Arbeit, tätiges Beispiel und Opfer die Indifferenz der grossen Masse zu bekämpfen; dann würden sich in den Campos do Jordão und da Bocaina herrliche Sanatorien erheben zum Wohle der ganzen Nation und dann könnte mit Recht S. Paulo die „südamerikanische Schweiz“ genannt werden.“

— Wieder war unsere Hauptstadt gestern abend der Schauplatz eines blutigen Liebesdramas, ähnlich dem, das sich vor einer Woche in der Rua Barra Funda abspielte. Es handelte sich, wie damals, um betrogenes Liebesglück, das nicht immer vom hintergangenen Teile mit stoischem Gleichmut ertragen, sondern in der Verzweiflung und der den Südländern eigenen Heißblütigkeit nur durch Blutvergießen einen tragischen Abschluß findet. Man sollte meinen, daß die herrschende Kälte die erregte Leidenschaft etwas bemeistere, jedoch werden sich unsere Leser durch den Tatbericht getäuscht finden. Ein bildhübsches Mädchen von 15 Jahren, Edna de Miranda, Angestellte bei der Companhia Telephonica, in der Rua Glycerio wohnhaft, wurde von Manuel Lopes Coelho angebetet. In ihrer Unschuld ließ sie sich die kleinen Artigkeiten ihres Verehrers gern gefallen und gab dem nur wenige Jahre älteren Manuel unzweifelhafte Beweise ihrer Gegenliebe. Bald aber gewahrte sie, daß ein gewisser Heraldo Ramos, ein Jüngling von 20 Jahren, ebenfalls ein Auge auf sie geworfen hatte, und es dauerte nicht lange, bis dieser von ihr bevorzugt wurde. Es ist wohl anzunehmen, daß sie die Liebe nur als Spielerei ansah, denn bei den folgenden Zusammenkünften mit Manuel zeigte sie sich ihm gleichgültig, ja kalt, während sie seinem Nebenbuhler Heraldo derart ihre Gunst zuwandte, daß dieser bei ihren Verwandten bald darauf um ihre Hand anhielt. Ersterer glaubte anfangs nicht recht an die Untreue seiner Edna, konnte aber nicht lange im

Unklaren bleiben und, wie das bei allen betrogenen Liebhabern der Fall ist, schwur er, sich zu rächen, nachdem er verschiedentlich versucht hatte, ihre Meinung zu ändern. So vergingen mehrere Tage, und Edna glaubte schon, daß Manuel sie aus dem Sinn geschlagen habe. Als sie nun gestern abend 7 Uhr am Fenster stand und in Gesellschaft zweier Freundinnen auf ihren neuen Liebsten wartete, kam unverhofft Manuel auf sie zu und forderte sie in wenigen Worten auf, ihren Entschluß zu ändern. „Ich kann es nicht!“ war ihre Antwort. Als sie sich dann auch weigerte, herauszukommen, um einen Brief von ihm in Empfang zu nehmen, worin er ihr all sein Leid geschildert hatte, zog er plötzlich einen Revolver aus der Tasche und gab durchs Fenster einen Schuß auf sie ab, der sie in die Brust traf und schwer verletzte. Darauf ging er eilends auf die Varzea vor dem Hause und richtete die Waffe gegen sich selbst. Während dieser Szene war Heraldo Ramos hinzugekommen. In tiefstem Schmerz über das Vorgefallene leistete er seiner Braut die erste Hilfe. Der schnell herbeigerufene Polizeiarzt ließ beide im Ambulanzautomobil ins Allgemeine Krankenhaus bringen. Manuel, der sich ins rechte Ohr geschossen hatte, liegt im Sterben, während Edna vielleicht mit dem Leben davon kommen dürfte.

— Auf der Centralpolizei wurde gestern Abend der Händler Jeronymo Martins dos Santos untersucht, welcher in der Nähe seines in der Avenida Celso Garcia 544 befindlichen Geschäftes von einem gewissen Antonio hinterrücks einen Messerstich erhielt, als er einen Knaben verteidigte, der von Antonio mißhandelt wurde. Seine Verwundung ist schwerer Natur.

— Die Arbeiten am Elektrizitätswerk in Caçapava sind beendet worden und harren der offiziellen Einweihung, welche durch übliche Feste und den nötigen Klimbim vor sich gehen soll. Die Munizipalität übernimmt das Arrangement und gibt die nötigen Einladungen aus.

— Unbekannte griffen gestern früh Ernesto de Oliveira an, als er sich, von einem Feste in der Rua Visconde de Parnahyba kommend, nach seiner in der Rua Bella Cintra gelegenen Wohnung begab. Es wurden mehrere Revolverschüsse auf ihn abgegeben, welche jedoch nicht trafen. Dagegen bekam er mehrere Knüppelhiebe, die ihn leicht verwundeten. Die Angreifer entkamen.

— Herr Carlos Barduzzi, Vice-Konsul Italiens in Ribeirão Preto, sandte der Regierung eine Einladung, um an den Festlichkeiten teilzunehmen, welche die italienische Kolonie jener Stadt am 18. ds. veranstaltet bei Gelegenheit der Grundsteinlegung des Gebäudes der Sociedade Italiana.

— Der Ziegeleibesitzer Cresciencio Amaline gab gestern zur Feier des hl. Antonius seinen Arbeitern ein Frühstück, bei dem es nicht ganz trocken zuing. Als nach Schluß des Mahles der Ziegeleibrenner Alberto Lerosa den Kollegen seine Kunst im Maxixetanzen zeigen wollte, fand er jedoch nicht das richtige Entgegenkommen. Trotzdem ergriff er als „Dame“ den Arbeiter José Antonio da Costa, welcher aber nicht zum Gespött seiner Freunde dienen wollte und sich heftig widersetzte. Aufgebracht darüber versetzte ihm Alberto eine Tracht Prügel und mußte daraufhin am Schluß des hohen Festtags ins Kitchchen wandern.

— Am Sonntag Abend 8½ Uhr verstarb hier nach längerem Leiden Herr Christian Harm, im Alter von 60 Jahren. Wir sprechen den Angehörigen unser aufrichtiges Beileid aus.

S. Paulo, Freitag, den 16. Juni

— In der Rua Carneiro Leão 40 wohnte ein 47-jähriger Spanier namens Julio Bagerro mit seiner 19-jährigen Tochter Julia. Seit langer Zeit konnte er wegen eines körperlichen Leidens nicht mehr hinreichend verdienen, und infolgedessen sah sich Julia gezwungen, trotzdem sie selbst kränklich und schwach war, für den nötigen Unterhalt zu sorgen. Sie wurde Plätterin und arbeitete unverdrossen, bis sie selbst von der Schwindsucht ergriffen wurde und ihr nach kurzer Zeit erlag. Der arme Vater war über den Verlust seiner Tochter untröstlich. Seine einzige Stütze hatte er verloren und seine Zukunft lag sehr trübe vor ihm. Kein Wunder, daß er den Wunsch hegte, seiner Tochter in den Tod zu folgen. Er verließ gestern seine Wohnung und schleppte sich nach der Varzea do Carmo. Auf der dort befindlichen Brücke über den Tamanduatehy hielt er an und stürzte sich in die kühle Flut, die ihr Opfer in reißendem Strom entführte und verschlang. Niemand war zugegen gewesen. Der Herzenswunsch des Armen war erfüllt. Später wurde sein Leichnam gefunden und nach dem Leichenhause überführt.

— In Friedburg bei Campinas verstarb am 13. ds. Hr. Carl Friedrich Wellendorf. Wir sprechen den Angehörigen unser aufrichtiges Beileid aus.

— Der Polizeichef veröffentlichte einen Erlaß, worin er allen Delegados empfiehlt, strengstens auf die Befolgung seiner früheren Verordnung zu achten, worin verboten ist, innerhalb der Stadt gefährliches Feuerwerk abzubrennen. Gerade zu S. João und S. Pedro wird viel Unheil durch Feuerwerk angerichtet; daher ist obiger Hinweis beherzigenswert.

— Ein übelbeleumdetes Subjekt, Albino de tal, mußte wegen schwerer Körperverletzung eine längere Gefängnisstrafe abbüßen. Seine ehemalige Liebste, Maria da Conceição, hatte sich während dieser Zeit mit dem Trompeter des 1. Bataillons der Polizeitruppe, Bernardino Alves de Oliveira, verheiratet und lebte seit einem Jahre in glücklicher Ehe. Wie groß war nun gestern ihre Ueberraschung, als ihr früherer Liebhaber, der aus dem Gefängnis entlassen war, in Abwesenheit ihres Gemahls in ihrer Wohnung, Avenida Canindé 134, erschien! Brennend vor Liebe warf er sich ihr zu Füßen und forderte sie auf, ihm anzugehören. Als er jedoch von Maria gebührend zurechtgewiesen wurde, kam seine verhaltene Wut zum Vorschein und seiner nicht mehr mächtig, ergriff er das schwache Weib und brüllte sie an: „Mein wirst du werden, ob du willst, oder nicht!“ In diesem Augenblick trat der Ehemann ins Haus, sah sofort was vorging und eilte seiner Frau zu Hilfe. Albino aber zog sein Messer und versetzte dem Trompeter einen tiefen Stich in den Schenkel. Darauf suchte er das Weite. Der Soldat wurde ins Militärlazarett gebracht. Die Polizei „nahm Kenntnis“.

— Noch ist das Bond-Unglück am Largo do Piques nicht vergessen, und schon wieder ereignete sich ein gleiches Unglück in der nächsten Nähe. Bond 285, Linie Paraizo, raste vorgestern gegen 4½ Uhr nachmittags die Ladeira Falcão herunter, da sowohl die Hand- als auch die automatische Bremse versagten. Bei der Kurve am Largo do Riachuelo

CASA LUCULLUS

Deutsche

Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u Thee-Handlung

Caixa postal 540 — Rua Delfina N. 55 B — S. PAULO

sprang der Bond aus den Schienen, und lief gegen einen Baum, diesen umreißend. Nur diesem Baum ist es zu danken, daß der Bond nicht gegen das gegenüberliegende Haus rannte. Im Bond waren 7 oder 8 Passagiere, darunter ein Richter des Tribunal de Justiça. Zum Glück kamen die Passagiere mit dem Schrecken davon, ausgenommen eine Dame, welche leichte Verletzungen am Bein erlitt. Dr. Augusto Leite, zweiter Hilfs-Delegado nahm den Tatbestand auf. Der Motornist gibt dem Versagen der Bremsen die ganze Schuld.

— Schließlich ist das Kommen des Meisters Pietro Mascagni nach S. Paulo beschlossene Sache. Die Direktion des Polytheama schloß einen Kontrakt mit dem berühmten Musiker, welcher in Mitte Juli von Buenos Ayres in Santos ankommen wird. So werden wir auch hier das Vergnügen haben, außer anderen Stücken dieses Künstlers die neue Oper Isabeau zu hören.

— Die Kolonie Helvetia in Itaicy begeht am nächsten Sonntag und Montag ihr traditionelles jährliches Schützenfest. Nach der großen Zahl von Einladungen an die in S. Paulo wohnhaften Schweizer zu schließen, scheint der Besuch sehr zahlreich zu werden. Den Siegern werden wertvolle Preise und Medaillen überwiesen. Viele Mitglieder der Schweizer Kolonie in Rio, welche am Feste teilnehmen werden, werden am nächsten Sonntag früh hier erwartet, um vereint mit den Paulistanern nach Itaicy zu fahren.

— Das vom Centro Agronomico ausgearbeitete Gutachten über die Milchproduktion in S. Paulo wurde durch Herrn Dr. J. M. Sampaio Vidal, Vizepräfekt, der Kammer zur Begutachtung vorgelegt.

— Dr. Jorge Street, Präsident der Cia. Nacional Tecidos de Juta, erwarb ein großes Grundstück in Belemzinho, um hier Wohnhäuser für die Arbeiter der Fabrik zu erbauen. Außer den Wohnhäusern wird eine Kapelle, ein Kasino und mehrere Schulen errichtet. In Anbetracht des völligen Fehlens von Arbeiterhäusern, welche von den Behörden stets vergessen werden, kann man dies Vorgehen nur mit großer Genugtuung begrüßen. In Anerkennung dieser lobenswerten Handlungsweise wäre es zu wünschen, daß die Kammer hierfür Abgabefreiheit bewilligte, da es sich nicht um ein Spekulationsunternehmen handelt, sondern nur der humanitäre Zweck verfolgt wird, Tausenden von Arbeitern gesunde Heimstätten zu geben.

— Der „Messenger de S. Paulo“ meldet, daß der Ackerbausekretär den französischen Instruktionsoffizier Statmüller als Inspektor für die Zucht einheimischer Pferde im Staate S. Paulo kontrahierte.

S. Paulo, Sonnabend, den 17. Juni

— Die Reklamationen über die Sanitäts-Abgabe fahren fort. Diese Abgabe wird für das ganze Jahr erhoben, obgleich sie erst jetzt, nach Ablauf der ersten 6 Monate in Kraft tritt, was nach unserem Dafürhalten widersinnig ist, da kein Gesetz rück-

wirkende Kraft hat. — In der beabsichtigten Form ergibt die Abgabe über 1200 Contos, mehr wie die Kammer für Straßenreinigung ausbitt.

— Die hiesige Postverwaltung beschloß die Agentur in Conceição dos Guarulhos zu schließen und den Briefträger zwischen diesem Ort und der Penha zu entlassen, wodurch der Briefverkehr zum Schaden der Einwohner des erst genannten Ortes schwer leiden wird.

— Die Herren Weiszflog Irmãos teilen uns per Zirkular mit, daß sie ihren langjährigen Angestellten, Herren Walther Weiszflog, Hermann Braune und Alexis Beck, Prokura erteilt haben. Zur gültigen Zeichnung der Firma sind die Unterschriften von zwei der genannten Herren erforderlich.

— Unter Vorsitz des englischen Konsuls, Herrn O'Sullivan Beare, bildete sich ein Komitee, um den Krönungstag Georg V. würdig zu begehen. Die hervorragendsten Mitglieder der Kolonie werden dem König am 22. ds. ein Glückwunsch-Telegramm senden, und um 12 Uhr mittags wird Pastor Fenn in der Kirche einen Gottesdienst abhalten, zu welchem der Staatspräsident und andere Würdenträger erscheinen werden. Am 23. abends wird großer Empfang im Konsulat stattfinden. Am 29. veranstaltet das Komitee eine Garden-party und Kinderfest auf dem Spielplatz des S. Paulo Athletic Club.

— Bei Gelegenheit des dem Flieger Alaor de Queiroz zugestoßenen Unfalles wurde die Idee angeregt, daß die Regierung von jedem Flieger, der hier aufzusteigen beabsichtigt, Vorlegung eines Befähigungsnachweises verlange, welcher von einer Luftschiffer-Gesellschaft ausgestellt sein muß. — Ein gleicher Antrag wurde kürzlich auch in der italienischen Kammer in Rom eingebracht.

— Gestern kam der russische Gesandte, Peter Maximow, in Begleitung des Einwanderungsinspektors, Dr. Oscar Löfgren, von seiner Fahrt nach dem Süden hier an. Der Minister besuchte auch die Kolonie Pariquera-assu und erhielt einen guten Eindruck von den hier lebenden russischen Einwanderern, und lobte die Fürsorge der Staatsregierung für dieselben.

— Die Firma Hargreaver, Hampshire & Co. zeigte gestern in der Galeria de Demonstração de Machinas eine Luft-Gasmaschine, welche ein für alle Zwecke verwendbares Gas liefert. Es gibt ein helleres und festes Licht wie Leuchtgas oder Elektrizität. Es ist sehr ökonomisch, geruchlos, leicht herzustellen und völlig gefahrlos. Die Luft-Gas-Maschine eignet sich besonders für Plantagen, Bahnstationen, Schulen usw.

Radium. Das heutige Programm wird sehr interessant sein. Es werden die neuen Films „Die Liebesprobe“, „Charley und sein Manuskript“ u. a. zur Darstellung gelangen.

— Im Bijou-Theater werden heute die neuesten, kürzlich angekommenen Films gezeigt, unter anderen „Die Stadt Vladikonkay“, „Des Meisters Ueberzieher“, „Im Lande der Fellahs“ und der „Blamierte Taschendieb“.

São Paulo, Montag den 19. Juni.

— Am Herzschlag verstarb hier am 18. ds. Herr Manoel Lopes de Oliveira, Zahlmeister des Ackerbausekretariats. Der Verstorbene wurde in Itapeitinga geboren und hat Brasilien unvergeßliche Dienste geleistet. Von 1864 bis 1876 arbeitete er

als Kaufmann in Rio de Janeiro und kam dann nach S. Paulo, um sein Geschäft weiter auszu dehnen. Als eifriger Republikaner trat er der Partei bei, welche durch Wort und Schrift sich für die Zukunft ihres Vaterlandes bemühte. In seinem Geschäftshause in der Rua Direita, wo sich heute die Papierhandlung der Herren Cardoso Filho & Comp. befindet, versammelten sich täglich die Mitglieder seiner Partei. Schon in Rio de Janeiro gehörte er der Kommission an, welche unter Mitwirkung von Aristides Lobo, Quirino das Santos, Miranda Azevedo und Julio Rodrigues de Moura die Wahl von zwei Republikanern durchsetzte. Herr Manoel Lopes de Oliveira war 10 Jahre lang Schatzmeister des Partido Republicano und erhielt schließlich oben erwähnten Posten als Zahlmeister des Ackerbausekretariats. Er erreichte ein Alter von 65 Jahren. Die Beerdigung findet heute nachmittag 4 Uhr vom Trauerhause Alameda Nothmann 25 aus statt. Den Angehörigen unser aufrichtiges Beileid.

— Gestern machte Herr Antonio Trevisan seinem Leben durch einen Revolverschuß ein Ende. Herr Trevisan litt an einer unheilbaren Krankheit und hat schon früher einmal einen Selbstmordversuch unternommen. Er war Eigentümer der bekannten Likörfabrik in der Rua Visconde de Parnahyba Nr. 242.

— Laut vorheriger Anzeige veranstaltete der Club „Esperia“ gestern sein Sportfest unter großer Beteiligung von Freunden und Familien. In der stattgehabten Regatta gewann der Club „S. Paulo“ ein und „Esperia“ drei Rennen. Durch den „S. Paulo Athletic Club“ und Sportclub „Germania“ wurde der Lawn-Tennis-Platz eingeweiht. Der Sieg fiel den Engländern zu. Das Tagesergebnis war zweifellos der Wettlauf um Sant' Anna, welcher von 18 Mann bestritten wurde. Der Club „Esperia“ errang den Sieg in 34 Minuten und 32 Sekunden.

— Die 65 jährige Spanierin Anna Tortoso kehrte am Freitag mit dem Nachmittagszuge nach Campinas zurück. Auf der Station Pirituba trat sie auf die Plattform, fiel aber auf der Gleisseite herunter. Ein gerade ankommender Lastzug erfaßte sie und sie erlitt außer anderen Verletzungen einen Armbruch.

— Um das Irrenhaus in Juquery zu vergrößern, gedenkt die Regierung die Fazenda José Henrique de Carvalhos anzukaufen.

S. Paulo, Dienstag, den 20. Juni.

— Der russische Gesandte Herr F. Maximow ist gestern wieder von der Kolonie Nova Odessa, wohin er sich in Gesellschaft des Einwanderungsinspektors Herrn O. Löfgren begeben hatte, zurückgekehrt und mit dem Luxuszug nach Rio weitergereist. Dem Ackerbausekretär, dem er gestern seinen Abschiedsbesuch machte, sprach er seine volle Befriedigung über die Lage der russischen Kolonisten in unserem Staate aus.

— Heute findet im Theater zu Amparo die Eröffnungssitzung des dritten vom Landwirtschaftlichen Vereine von S. João da Boa Vista einberufenen 3. landwirtschaftlichen Kongresses statt. Die Arbeitssitzungen werden im Sitzungssaal der Municipalkammer abgehalten werden.

Bundeshauptstadt.

Der große Panzerkreuzer „von der Tann“, der uns vor einigen Monaten einen Besuch abstattete, ist vor kurzem in Kiel in die Kaiserliche Werft gegangen, um nach seiner dreimonatigen Reise eine gründliche Ueberholung vorzunehmen und zugleich für eine neue Expedition auszurüsten. Der Panzerkreuzer ist für die Ueberführung des deutschen Kronprinzen nach England auserschen und wird auch, wie wir schon berichteten, auf der anlässlich der Königskrönung stattfindenden Flottenschau zu Spithead die deutsche Marine vertreten. Ueber die Reise des Schiffes schreiben die „Kieler Neuesten Nachrichten“:

Die Ozeanreise des „von der Tann“ war für die Besatzung nichts weniger als eine Vergnügungsfahrt. Gewiß bleibt Offizieren und Mannschaften der herzliche und ehrenvolle Empfang, den sie bei allen jenseits des großen Teiches lebenden Deutschen gefunden haben, für immer eine erhebende und schöne Erinnerung. Aber der Hauptzweck der Fahrt war die Erprobung der Leistungsfähigkeit des Schiffes. Um hier die Höchstgrenze zu erreichen, war natürlich eine Anspannung aller Kräfte des Personals bis aufs äußerste unerläßliche Bedingung. Ohne Zweifel steht es einzig da, daß ein großes Kriegsschiff eines neuen Typs seine erste Reise über zehn Wochen ausdehnt und daß sich daran unmittelbar die Beteiligung an einem Flottenmanöver schließt. „Von der Tann“ hat unter dem Kommando des Kapitäns Mischke seine Aufgabe glänzend gelöst, obgleich sich dem Schiffe noch ganz besondere Schwierigkeiten entgegenstellten. Auf der Ausreise hatte es in der Biskaya-Bucht schwere, entgegenstehende Stürme zu überwinden. Die Brechseen fegten über das Deck hinweg, ein Motorkutter wurde zerschlagen, ein anderes Beiboot beschädigt. Das Schiff hielt aber durch, bis das Kommando es für angebracht erachtete, die Fahrt den Wetterverhältnissen anzupassen. Als auf der Rückfahrt der Kreuzer Teneriffa anließ, sah er sich vor die Aufgabe gestellt, kriegsmäßig nach Helgoland zu dampfen, um in ein von den Flottenverbänden markiertes Gefecht einzugreifen. Dazu war die forcierte vollständige Bekohlung des Schiffes nötig, die bei dem Mangel praktischer Einrichtungen in Teneriffa um so höhere Anforderungen an die Besatzung stellte. Die Fahrt wurde in knapp dreieinhalb Tagen mit 23,5 Seemeilen Durchschnittsgeschwindigkeit zurückgelegt. Auf dem Gefechtsfelde angekommen, fand das Schiff dichten Nebel vor. Bald wurde jedoch der betreffende Schiffsverband gefunden und ohne Aufenthalt ins Manöver eingegriffen. Nach 12-tägiger Beteiligung an den Uebungen schied „von der Tann“ aus, um nach Kiel zu dampfen. Wenn auch hier bei der Instandsetzung des Schiffes die Besatzung alle Hände voll zu tun hat, so ist doch nach den Anstrengungen der letzten drei Monate die Werftliegezeit des Schiffes für das Personal als eine relative Erholungspause anzusehen.

Mit dem englischen Dampfer „Avon“ verließ am Mittwoch der bisherige Verweser des k. u. k. österreichisch-ungarischen Generalkonsulates, Herr Konsul Götz, Rio de Janeiro, um sich über Lissabon und Paris in die Heimat zurückzubegeben. Zur Verabschiedung hatten sich außer dem Personal des Generalkonsulats der Kaiserlich Deutsche General-

Konsul Freiherr von Nordeck mit den Oberbeamten des Generalkonsulats, der Präsident der Gesellschaft „Germania“, Herr Hentschel, Herr Direktor Klepsch von der Brahma-Brauerei, Herr Wahle von der Firma Janowitzer, Wahle & Co. sowie zahlreiche andere Mitglieder der österreichisch-ungarischen Kolonie eingefunden. Herr Konsul Götz, der über ein Jahr lang das hiesige k. u. k. Generalkonsulat verwaltet hat, wird zunächst einen Urlaub genießen, der ihm krankheitshalber bewilligt wurde. Ueber seine weitere dienstliche Verwendung ist eine Entscheidung noch nicht getroffen.

Die Bahia-Apfelsinen, von denen einige Stecklinge nach den Vereinigten Staaten gebracht wurden, bilden heute den landwirtschaftlichen Reichtum Kaliforniens. Die Exemplare der *Hevea brasiliensis*, die von Para nach dem Botanischen Garten von Ceylon gingen, sind der Ursprung der großen südasiatischen Gummipflanzungen, die unserem Produkt schon heute Konkurrenz machen und die in einigen Jahren den Ruin unserer Gummipreise herbeiführen sollen. Jetzt werden wir vielleicht bald zum dritten Male eine ähnliche Erfahrung machen. Der französische Gesandte hat vom Landwirtschaftsminister Samen von *Hedychium coronarium* erbeten, um sie dem Direktor des französischen Kolonialgartens zu Kulturversuchen zu übersenden. *Hedychium coronarium*, im Volke Sumpflilie (*lyrio do brejo*) genannt, ist eine zur Familie der Zingiberaeen gehörige Sumpfpflanze, über die der Landwirtschaftsminister erst kürzlich eingehende Studien anstellen ließ. Ihre Blüten sind weiß und groß und haben einen starken, angenehmen Duft, der Ähnlichkeit mit dem des Jasmins hat, weshalb sie in der heimischen Parfümerie-Industrie verwendet werden. Wie andere Pflanzen der genannten Familie hat sie große und fleischige Wurzelstöcke, die ein nahrhaftes Mehl und außerdem nach Versuchen, die vor einiger Zeit in der großen Destillerie der Société Anonyme des Sucreries Franco-Brésiliennes in S. Paulo auf Veranlassung des Herrn Pio Correa vom Botanischen Garten angestellt wurden, auch einen ganz ausgezeichneten Alkohol liefern. Der industrielle Hauptwert der Pflanze beruht jedoch in ihren Fasern, die vielleicht in der Seilerei und Polsterei, sicher aber in der Papierfabrikation verwendet werden können, denn sie enthalten 48 Prozent Cellulose. In London ist, wie neulich der Telegraph meldete, ein Unternehmen gegründet worden, das mit einem Kapital von 10 Millionen Francs in Morretos (Parana) eine Papierfabrik errichten will, in der die Cellulose eben dieser Sumpflilie verarbeitet werden soll. Die Pflanze, die in Sumpfgeländen Rios und S. Paulos in Menge vorkommt, wird nebenbei bemerkt von den Einwohnern als lästiges Unkraut angesehen. Hoffentlich lassen wir uns mit ihrer Verwertung in ausgedehntem Umfange nicht solange Zeit, bis die Franzosen große Kulturen davon angelegt haben! Verweigern kann der Landwirtschaftsminister natürlich die Lieferung der Samen nicht, denn das wäre eine Unfreundlichkeit gegen eine befreundete Macht und würde außerdem nichts nützen, weil die Franzosen sich die Samen mit Leichtigkeit auf privatem Wege verschaffen könnten.

Aus Anlaß des 90. Geburtstages Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold haben die in der Bundeshauptstadt wohnenden Bayern ein Glückwunschtelegramm abgesandt. Im Anschluß daran wurde beschlossen, noch eine besondere Adresse

anfertigen zu lassen; ~~Wese~~ ~~Land~~ aus einer Mappe aus einem Onzenfell, in die eine Serie von Ansichten von Rio, sowie ein von sämtlichen Herren unterzeichnetes Glückwunschschreiben eingelegt wurde. Die Uebersendung dieser Adresse wurde vom Kais. Deutsch. Generalkonsul Frhr. v. Nordenflycht ist nun folgendes Antwortschreiben aus dem Ministerium des Königlichen Hauses in München an den Herrn Generalkonsul eingegangen: „Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich ergebenst, dem Pfarrer Fr. L. Hoepffner beiliegende Danksagungskarte auf die von ihm als Beauftragten der Bayern in Rio de Janeiro an Seine Königliche Hoheit den Prinzregenten anlässlich des Allerhöchsten 90. Geburtsfestes gerichtete Adresse mit dem Beifügen zukommen zu lassen, daß Seine Königliche Hoheit hoch erfreut waren über die Versicherung treuer Anhänglichkeit und herzlicher Vaterlandsliebe, welche in der Adresse zum Ausdruck gelangte. Seine Königliche Hoheit lassen allen Absendern den Allergnädigsten Dank für diesen warmen Gruß aus weiter Ferne übermitteln. I. A. Der K. Staatsrat gez. Pöbl.“ — Die in dem Schreiben erwähnte Dankkarte ist eine künstlerisch ausgeführte Photogravüre mit dem Bilde des Fürsten und der Umschrift: „Luitpold, Prinzregent von Bayern. In Treue fest.“ Daneben stehen die Worte: „Herzlichen Dank für die treuen Wünsche zu meinem neunzigsten Geburtsfeste. 12. März 1911. Luitpold, Prinz-Regent von Bayern.“ — Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß der Prinzregent auch unserer Redaktion aus Anlaß des Glückwunsch-Artikels, den wir zum 12. März brachten, dieselbe Dankesbezeugung zugehen ließ.

— Wir wiesen neulich einmal, es war wohl am Tage Christi Himmelfahrt, darauf hin, welche Unzuverlässigkeiten sich sowohl für das Publikum als auch für den Dienstbetrieb und für die Beamten selbst aus dem Umstande ergeben, daß die Handhabung der Offenhaltung oder Schließung der Bureaux an hohen kirchlichen Feiertagen bei den verschiedenen Behörden nicht einheitlich sei. Zu demselben Thema machte die „Imprensa“ gestern aus Anlaß des Frohnleichnamfestes ähnliche Bemerkungen. Sie sagte: „Die Republik ist religionslos, aber es ist möglich, daß ihre Diener es nicht seien, und tatsächlich ist es der größte Teil derselben nicht, denn bei jeder Gelegenheit bekennen sie sich als römisch-katholisch. Ein guter Arbeitgeber (und des Mangels an Güte kann man die Republik nicht beschuldigen) kommt seinen Angestellten immer entgegen. Und wenn im Altertum die Römer den Sklaven erlaubten, die Feiertage ihrer betreffenden Religionen zu begehen, so würde auch die Republik keinen Schaden leiden, wenn sie an den Festtagen der katholischen Kirche ihre katholischen Beamten offiziell vom Dienste befreite und nur die Freidenker, Positivisten usw. zur Arbeit heranzöge. Wir sind überzeugt, daß alsdann alle Beamten sich für Katholiken erklären würden!“ Die „Imprensa“ ist ebensowenig ein katholisches Blatt wie die „Deutsche Zeitung“, aber sie vertritt ebenso entschieden wie wir die wirkliche Toleranz und kommt infolgedessen zu denselben Forderungen. Der Schlußsatz freilich ist recht boshaft, obwohl er sicherlich richtig sein dürfte!

— Die süditalienische Heißblütigkeit und tierische Rachsucht, die um der geringsten Kleinigkeiten willen Menschenleben vernichtet, hat wieder einmal ein Opfer gefordert. In der Rua Marechal Floriano Porto 178 bewohnten sechs italienische Maler, Brü-

der, zwei Zimmer zusammen mit dem Chauffeur Mario Augusto Martins und mit Luiz Mareiros dos Santos, der ebenfalls Maler ist. Sie sind der Nationalität nach Argentinier, stammen aber aus Süditalien. Gestern früh erwachte der älteste der Brüder, Miguel Angelo Gagliardo, in schlechter Laune und begann nach einem Arbeitskittel zu suchen, den er früher einmal seinem Bruder Florentino geschenkt hatte. Er erinnerte sich offenbar dieser Schenkung nicht mehr, denn er vollführte einen furchtbaren Lärm, als er den Kittel nicht fand, und begann Verdächtigungen gegen die Zimmergenossen zu äußern. Darüber erwachten die andern. Sie suchten Miguel Angelo zu beruhigen und bezeugten alle, daß er den Kittel seinem Bruder geschenkt habe. Aber vergebens. Miguel Angelo wurde immer aufgeregter und beschimpfte Florentino in der gemeinsten Weise. Die Folge war eine allgemeine Zankerei, denn die anderen, auch die beiden fremden Zimmergenossen, ergriffen Partei für Florentino, den sie mehrmals vor tätlichen Angriffen seitens Miguel Angelos schützten. Als die Wut am höchsten gestiegen war, verließ dieser das Zimmer, um sich zur Arbeitsstätte zu begeben, indem er den Brüdern und Gefährten nochunter der Tür die gröbsten Schimpfworte zurief. Jetzt konnte Florentino sich nicht mehr halten. Er lief dem Bruder mit gezücktem Messer nach. Auf der Treppe erreichte er ihn und stieß ihm das Messer ins Herz. Miguel Antonio sank tot zu Boden, während der Brudermörder zu entfliehen suchte. Er wurde jedoch verfolgt und an der Rua do Nuncio eingeholt. Beim Verhör gab er die Tat ohne weiteres zu und sagte nur, es sei eine Schicksalsfügung gewesen, die niemand erklären könne. Handelte es sich um eine Albertina Barbosa oder um einen Cardoso Mello oder um eine ähnliche gutbevettete Persönlichkeit, so würden die Geschworenen die berüchtigte Sinnlosigkeit annehmen und den Angeklagten freisprechen. Da aber nur ein armer Teufel von Italiener in Frage kommt, der weder die Normal-schule besucht noch Rechte studiert hat, ja nicht einmal lesen und schreiben kann, so wird er unter 15 Jahren kaum wegkommen. Denn die Republik ist die Gleichheit vor dem Gesetze.

— Gegen das freisprechende Urteil des Kriegsgerichts gegen den Kommandanten des Seebataillons Marquez da Rocha hat der Vertreter der Anklage Berufung beim Obersten Militärgericht eingelegt, und das war gut so. Nicht als ob wir eine Verurteilung des Kommandanten wünschten, denn wir sind unter Würdigung der Beweisaufnahme, namentlich auch der Tatsache, daß in jenen Gefängniszellen früher ohne jeden Schaden schon mehrmals eine größere Anzahl von Gefangenen untergebracht worden war, der festen Ueberzeugung, daß Marquez da Rocha für den Tod der Meuterer nicht verantwortlich ist. Aber wir halten es für angebracht, daß der Prozeß durch alle Instanzen geht, damit man der Regierung nachher nicht nachsagt, sie habe das Verfahren mit Absicht nicht durchgeführt. Das Oberste Militärgericht muß nochmals eine völlige Beweisaufnahme veranstalten, ehe es sein Urteil fällt. Und von seinem Spruch ist nochmals eine Berufung möglich, nämlich ans Oberste Bundesgericht. Diese Berufung wird, falls der oberste militärische Gerichtshof sich dem Urteil des Kriegsgerichts anschließt, seitens des Staatsanwaltes auch erfolgen.

Rio, Sonnabend, den 17. Juni

— Dem Munizipalrat des Bundesdistrikts hat Herr Leite Ribeiro einen Gesetzentwurf unterbreitet, der sich mit den nächtlichen Ruhestörungen beschäftigt und Mittel vorschlägt, um sie zu unterdrücken. Wir sind in dieser Hinsicht bekanntlich noch recht hinterwäldlerisch veranlagt und genießen uns weder, um 12 Uhr nachts das Grammophon spielen zu lassen noch, wenn wir den Haus Schlüssel vergessen haben, am Tor einen Lärm zu vollführen, daß die ganze Straße wach wird. Von anderen Arten nächtlicher Ruhestörung ganz abgesehen! In Ländern von fortgeschrittener Zivilisation sind in dieser Hinsicht gesetzliche Vorschriften in Kraft, auf deren Innehaltung streng gehalten wird, und es ist wirklich an der Zeit, daß wir wenigstens für unsere großen Städte die Erziehung zu ruhigem Verhalten in Angriff nehmen. Und im Innern sollte man vorläufig wenigstens die Revolverschießereien nach 10 Uhr abends verbieten. Wenn die Herrschaften sich durchaus Löcher in die respektiven Leiber schießen müssen, so sollen sie das gefälligst zu einer Zeit tun, wo sie damit die Nachtruhe der Nachbarschaft nicht stören

— Der Bericht des Marineministers über das vergangene Jahr erkennt offen an, daß die Vorschriften und Strafbestimmungen des Marine-Reglements nicht immer mit der Verfassung in Einklang stehen. Das heißt also, daß die Beschwerden der Meuterer an sich berechtigt waren. Diese Tatsache ist ja an sich nicht neu, sie ist anlässlich der Meuterei sowohl in der Presse als auch im Kongreß oft genug hervorgehoben worden. Aber wichtig ist die Erwähnung im Bericht des Marineministers darum doch, denn man darf erwarten, daß dieser amtlichen Feststellung endlich auch die Abhilfe folgen wird. Es ist traurig genug, daß überhaupt solche Verstöße gegen die Verfassung im Reglement vorkommen konnten und daß es erst der schmachvollen Ereignisse vom November bedurfte, um die Aufmerksamkeit der zuständigen Behörden auf diesen gesetzwidrigen Zustand zu lenken.

— An der Ecke der Avenida Central und der Rua da Assembléa steht seit dem 11. d. M. ein Automobil, das herrenlos zu sein scheint. Wenigstens hat sich bis heute noch niemand um das Fahrzeug gekümmert, obwohl schon vorgestern in den Morgenblättern auf den seltsamen Obdachlosen hingewiesen wurde. Offenbar ist das Stehlen von Automobilen bei uns noch kein lukratives Geschäft, denn sonst hätte sich doch schon an Stelle des verschollenen rechtmäßigen Besitzers ein unrechtmäßiger gefunden. Die Polizei wird sich natürlich des verlassenen Fahrzeuges nicht annehmen, denn die ist mit der Verfolgung der Bichospieler vollauf beschäftigt. Wir werden daher unter Umständen das Vergnügen haben, eine der belebtesten Ecken der Stadt noch lange mit dem herrenlosen Töff-Töff geschmückt zu sehen.

— Gestern abend lief in der Stadt das Gerücht, die Lokomotivführer und Heizer der Zentralbahn seien in Ausstand getreten, um gegen die Verhängung von Strafen wegen der ständigen Zugverspätungen zu protestieren. Sie hätten die Strafen als ungerecht bezeichnet, da ihnen die Innehaltung des Fahrplanes unmöglich sei infolge der schlechten Qualität der Kohlen, die die Erzeugung des nötigen Druckes nicht gestatte. Das Gerücht fand um so eher Glauben, als bekannt war, daß die Wagen-

schmierer sich ebenfalls beschwerdeführend an die Direktion gewandt haben, weil der Fahrplan ihnen die ordnungsmäßige Verrichtung des Dienstes nicht gestatte. Doch scheint sich das Gerücht nicht bewahrheitet zu haben, denn als wir uns zu vorgerückter Stunde nach dem Zentralbahnhof begaben, verkehrten die Züge regelmäßig und irgendwelche Erregung war nicht bemerkbar. Zu verwundern wäre es freilich nicht, wenn ein Streik ausbräche, denn das rollende Material der Zentralbahn befindet sich in so schlechtem Zustande, daß der Dienst mit Lebensgefahr verbunden ist und daß fortwährende Verspätungen wegen Aehsenbränden, Radbrüchen usw. unvermeidlich sind. Wenn dazu dann auch noch schlechte Kohlen geliefert werden, muß der Betrieb vollends in Unordnung geraten, und man kann es den Leuten nicht verdenken, wenn sie keine Lust haben, als Sündenböcke für die verbummelte Organisation herzuhalten.

— Der Verkehrsminister erhielt vom Präsidenten der Kaufmännischen Vereinigung von Curityba ein Telegramm, wonach die Maté-Fabriken jener Stadt ohne Rohmaterial sind, da die Eisenbahn den Maté auf den Stationen des Innern liegen läßt, nicht nur zum großen Schaden für die Fabriken, sondern auch für die Produzenten, da die Qualität erheblich leidet. Der Verkehrsminister hat den Bundesinspektor der Eisenbahnen in Parana telegraphisch angewiesen, sofort darauf hinzuwirken, daß die Bahnverwaltungen den berechtigten Beschwerden der Maté-Fabriken abhelfen.

— Der italienische Gesandte, Baron Romano Avezzano beabsichtigt, in den nächsten Tagen von neuem nach dem Staate S. Paulo zu reisen. Der Gesandte hat bekanntlich erst vor wenigen Monaten jenem Staate einen Besuch abgestattet.

— Der Bundespräsident nebst Gemahlin begaben sich gestern Abend nach der Insel Paqueta, um bei der Vermählung des Leutnants Caio de Lemos mit Fräulein Prasinho Ovalle als Trauzengen zu dienen. Die Fahrt erfolgte an Bord der Yacht „Tenente Rosas“, auf der den Präsidenten u. a. auch der Senator Arthur Lemos begleitete.

Im Laufe des Tages hatte der Bundespräsident dem 1. Artillerieregiment in S. Christovam, das unter dem Kommando des Obersten Clodoaldo da Fonseca steht, einen Besuch abgestattet und sich darauf nach der Kerzen-Fabrik Luz Stearica an der Praia das Palmeiras begeben, wo er von den Direktoren des Unternehmens, den Herren Dr. Julio Ottoni und Emilio Grandmasson, sowie einer großen Anzahl von Aufsichtsratsmitgliedern und Aktionären der Luz Stearica empfangen wurde. An die Besichtigung schloß sich ein Frühstück an, bei dem Herr Ottoni einen Trinkspruch auf den Marschall ausbrachte. Aus den Worten des bekannten Industriellen seien einige Daten hervorgehoben, die auch für weitere Kreise Interesse haben. Die Companhia Luz Stearica betreibt die Kerzenfabrikation seit 63 Jahren ununterbrochen, sodaß sie wohl als die älteste noch bestehende Fabrik ihrer Branche in der ganzen Welt angesehen werden darf. Der Produktionsmenge nach steht sie an fünfter Stelle. Als Julio Ottoni vor ungefähr einem Vierteljahrhundert die Leitung übernahm, betrug die Monatserzeugung 3000 Kisten Kerzen geringer Qualität. Heute ist sie auf über 30.000 Kisten monatlich gestiegen, und zwar bester Qualität. Der von der Fabrik eingenommene Flächenraum betrug damals 16.000 qm, jetzt bedeckt sie

eine Fläche von nahezu 60.000 qm. Auch in anderer Hinsicht war die Rede beachtenswert. Sie erhob nämlich auch für Brasilien dieselbe Klage, die wir so oft aus der Alten Welt zu hören bekommen. Herr Ottoni sagte: „Es giebt kein freies Land ohne eine einheimische Industrie, und weder das Land noch die Industrie können ohne Ordnung gedeihen, d. h. ohne daß jedermann weiß, wo sein Platz ist. Was wir heute in der Welt sehen, das ist nicht mehr die Tragödie der Antike, nicht mehr das Drama späterer Zeiten, sondern eine Art trauriger Komödie. Niemand ist mit seinem Schicksal zufrieden, jeder will soviel als möglich genießen. Daher der Kult der Rechte und die Vernachlässigung der Pflichten, und als natürliche Konsequenz die Ausdehnung der gleichmacherischen Bestrebungen auf Gott, den der heutige Mensch, der ihm nicht gleichwerden kann, abzuschaffen beschloß. Was nicht gleich sein kann, das wird abgeschafft, und in diesem Niedergang der Prinzipien stirbt der Kult der Pflicht. Jedermann spricht und kämpft für seine Rechte, niemand will von seinen Pflichten reden hören, und an sie erinnern gilt fast als Beleidigung. Ein schwächliches Mitleid läßt mit denjenigen, die die Pflicht vergessen, Nachsicht haben und kümmert sich nicht um die andern, die der Pflichtverletzung jener zum Opfer fielen. Immer und allerwärts gegen diese moralische Epidemie ankämpfen, den Kult der Pflicht erneuern, die die Grundlage der Ordnung ist und ohne die es kein Gedeihen giebt, das ist ebenfalls die Erfüllung einer Pflicht.“ Wir notieren solche Stimmen gern, zeigen sie doch, daß der Taumel der letzten zwei Jahrzehnte noch nicht alle ergriffen hat, sondern daß es noch Männer im Lande giebt, die Selbstbesinnung üben und die warnend ihre Stimme auch dann erheben, wenn sie der Menge mißtönig ins Ohr klingt.

— Der Landwirtschaftsminister hat aus Havre die Nachricht erhalten, daß die Nachfrage nach Brasilkaffee im Steigen begriffen ist und daß auf dem Markte reges Leben herrscht. Hoffen wir, daß es anhält!

— Das Vorgehen des Generalvormunds der Waisen, Dr. Noemio da Silva, der in der Angelegenheit des Selbstmordversuchs von Jacy und Aurca Pereira das Einschreiten des Waisenrichters anrief, hat sich als berechtigt erwiesen. Der eigene Vater der beiden armen Mädchen, Oberst Hippolyto Pereira hat im Verhör zugegeben, daß die Darstellung, die seine Töchter von ihrem Leben gaben, richtig sei. Er hat geschildert, wie es ihm selbst gehe, seit er seine erste Frau verlor, und hat sich bereit erklärt, die Kosten der Unterbringung seiner Töchter in einem Internat oder in einem Waisenhaus zu tragen. Jacy und Aurea brauchen also nicht zu ihrer lebenswürdigen Stiefmutter zurückzukehren.

— In die beträchtliche Strafe von 100 Milreis hat der Bundesrichter einen unserer Polizeikommissare erster Klasse (Delegados Auxiliares) genommen, weil er ein Gesuch erledigt hatte, ohne daß es die vorgeschriebene Bundes-Stempelmarke von 300 Reis trug. 100 Milreis für 300 Reis ist ein bißchen lappig. Aber offenbar hat der Richter gleich die vielen Dokumente ähnlicher Art in Anwendung gebracht, die Tag für Tag ungestempelt die Polizei-Bureaux passieren, ohne daß die Gerichte Kenntnis davon erhalten. Im übrigen ist es angesichts der Verlotterung unsers Polizeibetriebs ganz heilsam, wenn den

Herren einmal recht nachdrücklich in Erinnerung gebracht wird, die Gesetze auch für die Polizei zu Recht bestehen.

Rio, Montag, den 19. Juni

— Viele Anwohner in Botafogo wurden am 17. früh durch Detonationen erschreckt, welche für Kanonenschüsse gehalten wurden, in der Furcht einer neuen Revolte. Es stellte sich heraus, daß es sich wieder nur um Dynamit-Raketen handelte, welche gelegentlich eines Festes abgebrannt wurden.

— In dem Geschäft „Au Paradis des Dames“ in der Rua do Theatro wurden vorgestern zwei Einbrecher festgenommen. Das zahlreich erschienene Volk wollte die Diebe lynchen, was die Polizei unter großen Anstrengungen vermied.

— In der Absicht, die Viehzucht zu heben, wird der Landwirtschaftsminister Dr. Pedro de Toledo in Kürze den Direktor des Posto Zootechnico nach dem Rio da Prata entsenden, um Zuchttiere anzukaufen.

— Der Senator Ruy Barbosa ist leicht an der Grippe erkrankt.

— Anfang Juli wird Herr Stephan Paterno im Auftrage des Zentralausschusses der Landwirte Brasiliens nach dem Süden abreisen, um für diesen Bund Propaganda zu machen. Später wird genannter Herr Minas, Rio de Janeiro und die Nordstaaten bereisen.

— Maria das Dores Vieira ist Eigentümerin eines kleinen Hauses in der Rua Maria José, Station D. Clara. Da sie die fällige Miete nicht erhielt, steckte sie das Haus in Brand. Die Einwohner konnten sich retten.

— Das Oberste Bundesgericht entschied den Prozeß zwischen den Staaten S. Paulo und Minas betreffs der in Santos erhobenen Auftaxe auf Kaffee zugunsten von Minas.

Rio, Dienstag, den 20. Juni.

— Wir haben schon mehrmals über den Streit berichtet, der zwischen dem Vorstand des Jockey-Clubs und einem Herrn José Luiz Alves herrscht. Wie erinnerlich hat Herr Alves ein „Habeas Corpus“ erlangt, das ihm freien Zutritt zu der Rennbahn des Jockey-Clubs garantiert, wenn er anständig gekleidet erscheint und das Eintrittsgeld bezahlt. Zweimal hat der Club infolge dieses richterlichen Entscheides die Rennen in „geschlossener Gesellschaft“ veranstaltet, d. h. er erhob kein Eintrittsgeld, sondern gestattete den Zutritt nur seinen Mitgliedern und geladenen Gästen. Aber auf die Dauer kann natürlich auch der Jockey-Club derartige Ausfälle in seinen Einnahmen nicht ertragen. Da der Vorstand aber nicht willens ist, Herrn Alves den Zutritt zu gestatten, so verfiel er auf einen anderen Ausweg. Er berief eine außerordentliche Generalversammlung ein, in der die Statuten derart geändert wurden, daß auch „zeitweilige Mitglieder“ aufgenommen werden können, denen gegen die Zahlung von 2 Milreis das Recht zusteht, einem Rennen beizuwohnen, ohne daß sie als Teil des Publikums betrachtet werden. Zur Zulassung als „zeitweiliges Mitglied“ ist jedoch die Präsentation durch ein ordentliches Mitglied des Clubs erforderlich. Auf diese Weise hoffte der Vorstand doch Rennen gegen Eintrittsgeld abhalten zu können, ohne Herrn Alves zulassen zu müssen, und am Sonntag sollte das erste derartige Rennen stattfinden. Aber der Vorstand

hatte die Rechnung ohne die Hartnäckigkeit des Hrn. Alves und auch ohne seine Mitglieder gemacht. Als nämlich die Tribünen sich so ziemlich mit ordentlichen und „zeitlichen“ Mitgliedern gefüllt hatten, erschien plötzlich Herr Alves auf der Bildfläche, begleitet von seinem Advokaten, der das „Habeas Corpus“ in der Tasche trug, und verlangte eingelassen zu werden. Er wies ein Diplom als „zeitliches Mitglied“ vor, das ihm durch ein effektives Mitglied des Clubs übertragen worden war. Trotzdem wurde ihm der Eintritt verweigert. Da ließ der Advokat den diensttuenden Polizeikommissar rufen, dem er das Diplom und das „Habeas Corpus“ vorlegte. Der Beamte erklärte angesichts dieser Dokumente, daß er Herrn Alves den Zutritt garantiere. Damit war der Vorstand des Clubs jedoch keineswegs einverstanden, sondern er hob das Rennen auf und ließ allen „zeitweiligen Mitgliedern“ ihren „Mitgliedsbeitrag“ zurückzahlen. Das Publikum nahm die Sache mit gutem Humor auf und begab sich ruhig nach Hause, neugierig, wie die Sache sich nunmehr weiter entwickeln wird. Es wird erzählt, der Club wolle gegen Herrn Alves eine Schadenersatzklage anstrengen, da er an dem Ausfall des Rennens schuld sei. Wir können aber nicht recht daran glauben, denn der Herr scheint diesmal entschieden im Recht zu sein. Im Gegenteil könnte er mitsamt den anderen „zeitweiligen Mitgliedern“ den Clubvorstand auf Ersatz der Kosten verklagen, die ihnen die unnütze Fahrt zum Rennplatze verursachte. Eine ganz andere Frage ist es, ob Herr Alves sehr anständig handelt, indem er sich durchaus dort eindrängen will, wo man ihn nicht haben mag. Sei dem wie immer: der Vorstand des Jockey-Clubs handelt durchaus nicht im Interesse des Clubs, wenn er das bisher beliebte Verfahren fortsetzt, das durchaus persönlichen Motiven entspringt. Und das Publikum könnte eines schönen Tages die Sache weniger humoristisch anfassen, und dem Club eine Szene bereiten, wie die Novo Friburger ihren hartnäckigen Stadtvätern!

— Die Erkenntnis, daß die Indianerkatechese des Herrn Rondon ein riesiger Humbug ist, greift immer weiter um sich. Man lese nur, was die „Imprensa“, deren Herausgeber zu den Intimen des Bundespräsidenten gehört, in ihrer Sektion „Ecos“ unter der Spitzmarke „Indianer und Telegramme“ veröffentlicht: „Seit einiger Zeit nehmen die Mitteilungen auf telegraphischem Wege bedeutend zu, die die Indianerschutz-Inspektoren in den Einzelstaaten an die Direktion des Indianerschutzamtes machen. Da es sich um telegraphische Mitteilungen handelt, so muß man zunächst annehmen, daß wichtige Mitteilungen über den Dienst gemacht werden, die dringend sofortige Maßnahmen seitens der Regierung verlangen. Aber wenn man die Telegramme prüft, so bemerkt man, daß ein Teil von ihnen aus den Staatshauptstädten abgesandt ist, wo die Inspektoren unter diesem und jenem Vorwande verbleiben, und daß — von dem Zwischenfall in S. Paulo abgesehen — nur von belanglosen Dingen die Rede ist oder Erwartungen für die Zukunft geäußert werden. Bezüglich des Indianerschutzes ist es überhaupt angebracht, an das zu erinnern, was 1862 in S. Paulo der Dr. Joaquim Antonio Pinto schrieb: „Das Katechisierungsreglement von 1845 wurde mit der Ernennung eines Generaldirektors und einiger Subdirektoren in Kraft gesetzt. Der erstgenannte erhielt den Rang eines Brigadegenerals, die anderen den

von Oberstleutnants. Das Volk glaubte, wenn die Indianer einem Brigadegeneral und mehreren Oberstleutnants unterstellt würden, so würde ihr Los sich sofort bessern. Aber diese Hoffnung schwand vor der Sprache der Tatsachen. Jahre vergingen, und da das Ergebnis völlig negativ war, so fand die Regierung, daß die Zahl der Beamten nicht ausreiche. Es wurden daher auf Vorschlag des Generaldirektors neue Stellen von Subdirektoren, Kassierern und Sekretären geschaffen. Verschiedene Dörfer, von deren Existenz ihre Direktoren nur durch das Ernennungsdekret wußten und die die Regierung nur vom Hörensagen kannte, gaben keinerlei Resultat. Die Zeiten haben sich geändert, das ist wahr, aber da die Ausgaben mit dem Schutzdienst nicht unbedeutend sind, so sollte man den Inspektoren den Telegraphen nur für solche Angelegenheiten freigeben, die seine Benutzung erfordern.“ — Wir zweifeln, ob die Zeiten sich wirklich geändert haben, sind vielmehr der Ueberzeugung, daß die Aktion diesmal genau so auslaufen wird, wie 1845. Im übrigen beweist das viele Telegraphieren nur, daß die Rondonisten ihre Positionen wanken fühlen und bemüht sind, durch möglichst viel Lärm und Reklame dem Volke Sand in die Augen zu streuen und ihre Mißerfolge zu verbergen. Es freut uns aber, daß die uninteressierten großen lusobrasilianischen Blätter allmähliche alle zu der Ueberzeugung kommen, die die deutschbrasilianische Presse von Anfang an vertreten hat. Nur das „Paiz“ wird unentwegt weiter kämpfen zur größeren Ehre des Herrn Rondon. Das Blatt weiß auch, warum.

— Ahasver, der ewige Jude, ist wiedererstanden, und zwar hat er eine nicht sehr sympathische, aber dafür höchst moderne Gestalt gewählt: er tritt unter dem Namen eines Zuhälters Salomon Berkowicz aus Tarnopol auf. Dieser Salomon Berkowicz übte sein schändliches Gewerbe in Buenos Aires aus, bis ihn die Polizei am Kragen nahm und ihm Freipassage nach Rio an Bord des italienischen Dampfers „Sardegna“ gewährte. Herr Belisario Tavora aber hat bereits ein wohllassortiertes Lager von Vertretern dieser ehrenwerten Menschenklasse in der Stadt und dankte für weiteren Zuwachs. So mußte der Kapitän den Mann mit nach Genua nehmen. Doch auch in Genua konnte sich die Polizei nicht mit Salomon Berkowicz befreunden, denn Tarnopol liegt nicht in Italien, sondern in Galizien. Sie bedeutete also dem Kapitän, er solle den Zuhälter wieder mitnehmen, von wannen er ihn gebracht. So trat Salomon Berkowicz eine zweite Ozeanreise auf der „Sardegna“ an. Wieder versuchte er in Rio zu landen, und wieder wurde er abgewiesen. Nun wird ihn der Kapitän den Argentinern zum Präsent machen, die ihn so hinterlistig nach Brasilien abschieben wollten — vorausgesetzt, daß die La Plata-Leute nicht einen Vorwand finden, die Abnahme zu verweigern. Dann mußte Salomon dem Schiffsinventar einverleibt werden. Aber Scherz bei Seite: ist es nicht endlich an der Zeit, daß internationale Vereinbarungen die Ausweisung lästiger Ausländer in der Weise regeln, daß der Ausgewiesene nur nach seinem Heimatlande abgeschoben werden darf? Wir leben doch nicht mehr in Zeiten, wo man seinem Nachbar alles Uebel an den Hals wünschte, sondern bilden eine große Völkerfamilie — wenigstens, wenn wir nicht gerade Krieg mit einander führen — in der man hübsch Rücksicht aufeinander zu nehmen hat. Mit diesen modernen Anschauungen aber verträgt es sich kei-

neswegs, daß man sich gegenseitig den Abschaum der Menschheit zuschickt. Und ferner: speziell bei den Ausweisungen aus Argentinien handelt es sich nicht einmal immer um solche Individuen, wie Salomon Berkowicz, sondern sehr oft um politisch unbequeme Ausländer. Und so sehr man einem Zuhälter das Vergnügen wiederholter unfreiwilliger Seefahrt auf der er von dem erbosten Kapitän wiederholt nicht mit Champagner und Austern traktiert wird, gönnen mag, so wenig kann man sich mit dem Gedanken befreunden, daß ehrenwerte Männer, die nur um ihrer politischen Ueberzeugung wegen aus einem Lande vertrieben werden, der gleichen Behandlung ausgesetzt werden können.

— Einer neuen Schmuggelmethode ist man bei den Zollämtern auf die Spur gekommen, und zwar wird sie von den Kollegen des Salomon Berkowicz und ihren weiblichen Helferinnen betrieben. Dieses Geschlecht engagiert in europäischen Städten, namentlich London, Dingen, denen sie freie Zwischendeck-Passage nach Rio gewährt, wofür die Mädchen sich verpflichten müssen, Wäsche und sonstige weibliche Kleidungsstücke nach Brasilien zu bringen. Die Mädchen, die oft ihre ganze Habe in einer Handtasche mit sich führen könnten, reisen mit sechs oder acht großen Koffern, bis oben angefüllt mit der feinsten Wäsche, mit Stoffen, Bändern usw. Hier werden sie von den eigentlichen Adressatinnen der Waaren erwartet, die sie aufs Zollamt begleiten und den Zollbeamten klar zu machen wissen — über das „Wie“ gibt es verschiedene Versionen — daß es sich um das persönliche Eigentum des „Fraileins“ handelt und daß das „Frailein“ sich so reich ausstatten mußte, weil das zur Ausübung ihres Gewerbes erforderlich sei!! So kam erst jetzt mit dem Dampfer „Aragon“ eine Dirne an, deren angebliche Ausstattung eigentlich über 2 Contos Zoll hätte bezahlen müssen. Als die unentgeltliche Abfertigung auf dem Zollamt erfolgt war, wanderte das Mädchen nach der Rua General Camera und die Wäsche nach der Rua dos Marreccos, zu einer gewissen Beth, die einen schwungvollen Handel mit den so billig importierten Waren betreibt. Man versichert uns, daß es sich durchaus nicht um einen Ausnahmefall handelt, sondern daß Beth mit jedem englischen Dampfer eine neue Sendung von Wäsche und Mädchen erhält, und daß sie nicht die einzige ist, die diese beiden lukrativen Geschäfte vereinigt. Abgesehen von der Schädigung, die der Zollfiskus durch diesen legitimierten Schmuggel erleidet, der in sonderbarem Kontrast zu der rigorosen Behandlung wirklicher Reisender steht, muß auch im Interesse des soliden Handels energisch gegen diese Zustände protestiert werden. Wie soll der ehrliche Kaufmann unter solchen Verhältnissen konkurrieren?

— Die Firma Arp & Co., Rua do Ouvidor 102, hat die Vertretung für die Schreibmaschine „Stoewer-Record“ übernommen. Diese Schreibmaschine ist ein Fabrikat der bekannten Fahrräder-, Näh- und Schreibmaschinen-Fabrik Bernh. Stoewer A. G. in Stettin, einer der größten und ältesten Unternehmungen der Branche, denn die Fabrik wurde 1858 gegründet und beschäftigt heute rund 2000 Arbeiter. Die „Stoewer-Record“ weist die modernsten Verbesserungen auf. Die Schrift ist vom ersten bis zum letzten Buchstaben sichtbar. Die Schnelligkeit beträgt 11 bis 14 Buchstaben pro Sekunde. Dabei läuft die Maschine äußerst leicht, der Anschlag ist sehr elastisch, und der Wagen läßt sich mit Leichtig-

keit zurückschieben. Die Tastatur umfaßt 44 Tasten, die 88 Buchstaben, Ziffern und Zeichen liefern. Die Typen sind so gebaut, daß 90 auf die Zeile gehen, ein nicht zu überschender Vorteil, denn je mehr Buchstaben jede Zeile enthält, desto größere Schnelligkeit läßt sich beim Schreiben erreichen, da weniger oft neue Zeilen begonnen werden müssen. Bei aller Leichtigkeit des Anschlags besitzt die Maschine eine große Durchschlagskraft und kann somit eine große Anzahl von Kopien liefern. Eine einfache Vorrichtung ermöglicht die Schrift in zwei Farben, rot und violett. Die Reinigung der Maschine ist sehr bequem, da alle Teile gut zugänglich sind. Typen und Hebel sind auswechselbar, doch wird diese Notwendigkeit im normalen Gebrauch nicht eintreten, da die Maschine aus erstklassigem Material gebaut ist, für dessen Haltbarkeit die Fabrik jede Garantie übernimmt. Die Firma Arp & Co. führt die „Stoewer-Record“ Interessenten gern vor.

— Mit dem Dampfer „König Friedrich August“ trat gestern unser langjähriger Vertreter, Herr Joseph Bauer, eine Reise nach Deutschland an, wo er längeren Aufenthalt zu nehmen beabsichtigt. Wir wünschen Herrn Bauer glückliche Fahrt und gute Erholung.

— Mit demselben Dampfer kehrte vom La Plata der städtische Gartenbau-Direktor, Dr. Julio Furtado, zurück. Herr Furtado war nach dem Süden entsandt worden, um die Organisation des Gartenbausekretariates in Buenos Aires und Montevideo zu studieren. Der Kai Pharoux war festlich bewimpelt und mit Guirlanden geschmückt, und viele Freunde begrüßten den Direktor bei seiner Ankunft.

— In unserem Hafen liegt gegenwärtig ein kleines Segelschiff von 14 Tonnen, das von Santos kam und den Atlantischen Ozean durchqueren will. Die ganze Besatzung der Nußschale besteht aus 3 Personen. Hoffen wir, daß die wagemutigen Segler weiter kommen als die drei Fischer, die vor etlichen Jahren eine Reise nach St. Louis in den Vereinigten Staaten auf einer einfachen brasilianischen Jangada machen wollten. Das gebrechliche Fahrzeug ist damals nämlich nie weiter als bis zum Kai Pharoux gekommen!

— Am Sonnabend stattete der Bundespräsident dem Landwirtschaftsministerium einen Besuch ab. Er wurde von dem Minister Dr. Pedro de Toledo und den Abteilungsdirektoren empfangen und durch das ganze Gebäude geleitet. Der Besuch dauerte etwa 3 Stunden. In Begleitung des Präsidenten befand sich der Chef seines Militärstaates, General Percilio da Fonseca.

— Gestern begab sich der Bundespräsident in Begleitung des Leutnants Palmyro Serra Pulcherio nach der Gavea, um die Ländereien zu besichtigen, die sich zur Anlage einer Arbeiter-Wohnkolonie eignen. Voraussichtlich wird die Kolonie auf der Chacara da Cabeça errichtet werden, die bereits Eigentum der Bundesregierung ist. Die „Villa Proletaria“ in Deodoro wird also bald ein Seitenstück bekommen, was wir mit aufrichtiger Genugtuung begrüßen. Ist mit der Wohnungsfrage auch noch nicht die ganze soziale Frage gelöst, so doch zu einem wichtigen Teile, und vor allem soweit, als es die Bundesregierung vermag, ohne die Arbeitskraft und Arbeitswilligkeit unseres Schwätzerparlaments auf eine allzu harte Probe zu stellen. Wir sind außerdem überzeugt, daß diesen beiden Kolonien bald noch weitere folgen werden.

— Das Abendblatt „Republica“ veröffentlicht an erster Stelle schwere Beschuldigungen gegen einen Herrn João Gonçalves da Silva, einen Rio Grander, der in S. Paulo leben soll. Dieser Herr soll der Verfasser der verschiedenen aufsehenerregenden Notizen sein, die jüngst in gewissen europäischen Blättern erschienen und u. a. der belgischen Liga für die Menschenrechte Anlaß zu ihrem unvrsehämten Beschluß gaben, worin sie die Erwartung aussprach, daß die Bundesregierung den Kommandanten Marquez da Rocha bestrafen werde. Der Herausgeber der „Republica“, Herr J. J. Cesar, erzählt, er habe Herrn Gonçalves Silva auf der Avenida Central im Beisein des Finanzbeamten Salathiel Paiva gestellt. Der Beschuldigte habe ihm lachend erklärt, daß er allerdings die Notizen verfaßt und außerdem auch die Oppositionsblätter versandt habe, aus denen jene Notizen-Auszüge waren. Ferner habe er ihm das Konzept zu der von der Liga benutzten Nachricht gezeigt, das auf Briefbogen der Associação dos Empregados no Commercio geschrieben war. Herr J. J. Cesar drückte darauf dem Manne seine Verachtung aus und ließ ihn stehen. Es ist in der That traurig, daß sich Brasilianer finden, die in dieser Weise in der ausländischen Presse gegen ihr Vaterland Stimmung machen, und es zeigt, wie blind die Oppositor ist, die sich nicht scheut, zu diesen niedrigen und verwerflichen Mitteln zu greifen, um die bestehende Regierung zu diskreditieren. Gerade Ruy Barbosa ist doch ein erklärter Anglomane. Aber seine Vorliebe scheint nur angelernt und nicht innerlich zu sein, denn sonst hätte er sich auch das englische „Right or wrong, my country“ zu eigen gemacht und würde interne Angelegenheiten nicht vor

das Forum des Auslandes zerren, wie er selber und seine unentwegten Parteigänger tun.

Aus den Bundesstaaten.

Vom 17. Juni

Minas. Die Kommission aus S. Paulo, bestehend aus dem Präfekten und zwei Vereadoren, welche sich vor einigen Tagen nach Bello Horizonte begab, besichtigte unter der Leitung des Munizipalpräfekten und anderer Beamten die Stadt. Sie war von dem Gesehenen sehr zufrieden.

Matto Grosso. Das Transport-Schiff „Matto Grosso“ landete in Esperança die Truppen, welche dem Vorgehen des Banden-Führers Bento Xavier Einhalt tun sollen. Der Marineminister in Rio erteilte zwei Schiffen des Geschwaders in Ladario Befehl flußab zu dampfen. Eins wird in Esperança und das andere in Murtinho stationieren, um diese beiden Plätze zu schützen. Die erst gestern wieder hergestellte Telegraphen-Leitung wurde neuerdings durchschnitten und funktioniert nur bis Aquidauana. Die Truppen und Polizei in Corumba erhielt Befehl nach Esperança zu marschieren.

Parana. Das Geschäft von Correa e Baptista in Ponta Grossa wurde zum Teil ein Raub der Flammen. Obwohl das Feuer bald erstiekt wurde, hatten doch Haus und Warenbestände sehr gelitten. Jedoch waren Geschäft und Gebäude versichert.

— In Antwort auf ihre Eingabe teilte der Verdaß die S. Paulo—Rio Grande-Bahn in weniger als einem Jahre 200 Waggon in Dienst stellte und schon

Rio de Janeiro:
Rua do Ouvidor 102
Rua do Rosario 113
Depot:
Rua da Quitanda 52
Telegramm - Adresse:
ARPECO.

ARP & Co.

Hilale in Hamburg:
Barkhof 3, Mönkebergstrasse.
Telegramm - Adresse:
ARPECO

Grosses Lager in Nähmaschinen der bekanntesten Fabriken

Gritzner & New Home

1882

sowie der registrierten Marken:

—Vibratoria, Oscillante, Rotatoria, Familia und A Ligeira—

Einzige Agenten und Importeure des

Schlüsselgarns von Ackermann.

Komplettes Sortiment in

Waffen, Eisenwaren, Kurz- und Manufaktur-Waren

Exporteure von Rohgummi und anderen nationalen Produkten.

weitere 50 Waggon empfang, welche in Kürze auf der Linieltararé eingestellt werden. Die Handelskammer gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden und ersuchte den Minister nochmals für schleunige Abhilfe der Transport-Krise zu sorgen, welche hauptsächlich die Matté Interessenten trifft.

Santa Catharina. Die Vorarbeiten zum Bau der elektrischen Bahn von Florianopolis nach Lages wurden gestern in Angriff genommen unter Leitung des Ingenieurs Dr. George Wild.

— Der amerikanische Ingenieur Frank Magor stellte neue Versuche mit Kohlen aus der Mine Tubarão an, welche ein ausgezeichnetes Resultat ergaben.

Rio Grande do Sul. Die Gruft, in welcher die einbalsamierte Leiche des Conde de Porto Alegre ruhte, fand man geöffnet und den Sarg erbrochen. Augenscheinlich handelt es sich um die Beraubung des Toten, bei welchem die Diebe Kostbarkeiten vermuteten.

— In ganzen Staate macht sich außerordentliche Kälte bemerkbar.

— Ein zwölfjähriges Mädchen namens Annadir wurde in Porto Alegre, als es sich auf dem Schulwege befand, vom elektrischen Straßenbahnwagen erfaßt und kam unter die Räder, die den Körper völlig zerdrückten. Der Tod trat auf der Stelle ein.

Vom 19. Juni.

Rio de Janeiro. Der Polizei-Chef in S. Gonzalo, telegraphierte nach der Bundeshauptstadt, daß zwischen Matrosen der „Minas Geraes“, wahrscheinlich Deserteure, u. der Bevölkerung Konflikte vorgekommen sind, wobei auf beiden Seiten je ein Mann getötet wurde.

Minas. In Ouro Fino hält sich für längere Zeit der Lehrer der Tabakkultur und -Zubereitung, Herr Vicente Catala, auf, welcher von der Regierung zu dem Zwecke, die Ackerbauer von Minas über die neuesten Mittel zur Verarbeitung dieser wichtigen Kultur aufzuklären, kontrahiert wurde. Herr Catala empfiehlt die Bearbeitung der Blätter zum Verkauf in Ballen und die Einstellung der Verpackung in Rollen und Tabakstrieke. Zur Demonstration des Verfahrens wurde ein Haus gemietet, worin jeder die Vorzüge der neueren Errungenschaft auf dem Gebiete der Tabakbearbeitung erlernen kann. Die Belehrungen finden allgemeinen Beifall.

— Die Ackerbauer und Viehzüchter von Uberaba beschwerten sich bitter über den Mangel der Anticarbunkel-Lymphe auf dem hiesigen Veterinärposten, demzufolge eine große Anzahl von Kälber eingehen. Es wäre dringend nötig, daß das Ackerbau-sekretariat durch Sendung des kräftigen Heilmittels jenem Uebelstande bald Abhilfe schaffen würde.

— In Distrikt von Buritz im Munizip Paracatu griffen in der Nacht vom 16. April die dem Kommando des Capitão Antonio Affonso Paes unterstellten Soldaten die berüchtigte Räuberbande Avelinos an. In dem Kampfe wurde der Kommandant durch einen Gewehrschuß am Oberschenkel schwer verwundet, während eine Anzahl gefährlicher Räuber und mehrfache Mörder fielen. Die Bevölkerung ist über die Säuberung der dortigen Gegend von dem gefährlichen Gesindel hocheifrig. Der Vizepräsident von Goyaz hat sich zur Unterstützung des verwundeten Offiziers mit Hilfstruppen auf den Weg gemacht. Vielleicht gelingt es, auch die entkommenen Banditen, darunter die Scheusale „Sabe“ und

Faustino, welche 20 resp. 18 Morde auf dem Gewissen haben, unschädlich zu machen.

Parana. Es heißt, daß die Brasilianische Bank für Deutschland in Curityba eine Filiale eröffnen werde.

— Im Munizip Tamandaré wurde an einem Wege die Leiche eines gewissen José Damaseo de Oliveira aufgefunden, welcher nicht weniger als 39 Schußwunden aufwies. Der mutmaßliche Mörder ist ein Italiener namens Alexandre Carnillo.

— Gerüchtweise verlautet, daß eine große Anzahl russischer Landwirte im Begriff steht, nach diesem Staate zu kommen.

Rio Grande do Sul. Aus S. Borjas wird über eine Bluttat folgendes berichtet: Ein betrunkenener Soldat versuchte während der Vorstellung in einem Zirkus eine der Künstlerinnen öffentlich zu küssen. Dieses verursachte derartiges Aergernis, daß ein anwesender Offizier dem Soldaten eine gehörige Rüge erteilen mußte. Dieser scheint aber in seinem Duse kein richtiges Verständnis dafür gehabt zu haben, denn kurz und gut, er versuchte darauf, den Offizier zu umarmen. Letzterer aber zog seinen Revolver und streckte den Soldaten durch einen Schuß nieder. Die Zuschauer stoben entsetzt auseinander und verließen eilends die Blutstätte.

Matto Grosso. Die Staatsregierung erhielt vorgestern abend ein Telegramm von dem Kommandanten der Kavallerie, Capitão Gomes, in dem er meldet, daß es ihm nach blutigem Kampfe gelungen sei, den Bandenführer Bento Chavier zu schlagen, so daß er nur mit 20 Mann über die Grenze von Paraguay entkam. Der Capitão Gomes nahm 180 Mann gefangen und bemächtigte sich fast der gesamten Bewaffnung sowie der Pferde der Bande. Von der Polizei sind ein Alferes und einige Mann gefallen. Der Capitão Gomes setzt die Verfolgung der Insurgenten fort.

Telegramme der Woche

Deutschland.

— Prinz Maximilian, Thronerbe in Baden, hat das Kommando der 28. Kavallerie-Brigade niedergelegt, wie es heißt, wegen Meinungs-Verschiedenheiten mit dem Kaiser.

— Prinz Friedrich Wilhelm gewann bei dem Rennen in Schwerin den Höhenpreis. Er nahm eine Hürde von 175 Centimetern.

— Von Seiten der deutschen Regierung wird das Gerücht widerlegt, welches einige Pariser Zeitungen verbreiteten, daß selbige die spanische Aktion in Marokko begünstige. Deutschland stimmt weder der französischen noch der spanischen Aktion zu, und hat sich darauf beschränkt, diesen beiden Mächten den Empfang ihrer Mitteilungen hierüber zu bestätigen.

— Kaiser Wilhelm empfing in Special-Audienz den chilenischen Gesandten, welcher dem Kaiser für sein Erscheinen bei den Hundert-Jahr-Festen Chiles dankte. Der Kaiser verlieh dem Gesandten, Herrn Matte, den Kronen-Orden erster Klasse. Herr Matte erklärte später bei einem Interview, daß der Kaiser sehr gut über chilenische Verhältnisse unterrichtet ist, hauptsächlich was die militärische Organisation anbelange.

— Die Polizei in Berlin konnte durch Fingerabdrücke die Identität des Mörders von 3 Polizisten, welches Verbrechen in einem Café der Friedrichstraße stattfand, feststellen. Der Mörder heißt Fritz Goermann, beging Selbstmord nach der Tat, und ist des Mordes verschiedener Frauen verdächtig.

— In Rostock verschied der deutsche Dichter Adolf Wildbrandt.

— In Regierungskreisen erregt die Nachricht großes Aufsehen, daß Jean Cruppi, der französische Minister des Aeußeren, erklärt haben soll, daß die französische Expedition gegen Fez hauptsächlich auf Bitten des englischen und deutschen Konsuls abgesandt wurde. Der deutsche Konsul hat seiner Regierung niemals eine derartige Mitteilung gemacht.

— Der Brasilianische Gesandte in Berlin eröffnete den Pavillon Brasiliens auf der Internationalen Hygieneausstellung in Dresden. Bei dieser Gelegenheit waren sämtliche Staatsminister und andere hochstehende Persönlichkeiten anwesend.

— Der Reservist Romane wurde in Leipzig zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt. Er hatte militärische Pläne an Frankreich und Rußland verkauft.

— Chile kaufte von der Danziger Werft die alte Kaiseryacht „Kaisradler“.

— Verursacht durch eine Bodensenkung im Asphalt des Reichsländer-Platzes in Berlin, wurde das vom Kronprinzen geführte Automobil gegen den Fußweg geschleudert, wobei ein Rad brach. Der Kronprinz kam unverletzt davon, der Chauffeur jedoch wurde auf die Straße geschleudert und erlitt ernsthafte Verwundungen.

— In Posen wurde vorgestern der mehrfache Mörder Dudmanisky hingerichtet.

— Die Einfuhr Deutschlands belief sich in den ersten 5 Monaten dieses Jahres auf 3.867.000.000 Mk. gegen 3.669.000.000 Mark im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Die Ausfuhr war 3.198.000.000 gegen 2.938.000.000 Mark im Jahre 1910.

— Die „Kölnische Zeitung“ berichtet, die Türkei habe den Mächten mitgeteilt, mit welchen Mitteln sie den albanesischen Aufstand zu unterdrücken gedenke und bittet um ihre Vermittlung, daß seitens Montenegros Ruhe und Ordnung bewahrt werde. Deutschland wird der Bitte entsprechen.

— Bei dem Wettfliegen Hamburg—Berlin gewann Lindpaintner den ersten Preis mit 117, Büchner den zweiten mit 147 Minuten Flugdauer. Während des ganzen Tages herrschte starker Nebel. Lindpaintner legte an den 3 letzten Tagen 444 km in 363 Minuten zurück.

— Zeitungsberichten zufolge wurde seitens der italienischen Regierung bei der Firma Krupp die Lieferung von 500 Kanonen letzten Modells in Auftrag gegeben.

— Die Presse behauptet, die Auslassung französischer Blätter, wonach deutscherseits das Vorgehen Frankreichs in Marokko gebilligt werde. Immerhin ist man in Regierungskreisen der Ansicht, daß nach einem vernünftigen Vorschlage Deutschland sich nicht weigern werde, mit Frankreich zu unterhandeln.

— Durch Vermittlung des deutschen Gesandten in Port au Prince fordert die deutsche Regierung die Einzichung der deutschen Flagge, die auf dem Dampfer, auf welchem sich der Expräsident von Venezuela, Castro, befindet, zu Unrecht gehißt worden war.

— Kurt Schubert kritisiert in der „Commercial

World“ die Idee, die englische Sprache als Handels-Weltsprache einzuführen. Der deutsche Export nach Südamerika entwickelt sich immer mehr. In den letzten 7 Jahren hat der deutsche Export nach Südamerika um 86 Prozent, nach den angelsächsischen Gebieten um 161½ Prozent und nach den Vereinigten Staaten um 341½ Prozent zugenommen. Nach Kanada ist ein Zurückgehen zu verzeichnen. Der deutsche Export nach Argentinien nahm um 88 Millionen Mark zu.

— Hervorgerufen durch den Streik der Maschinenisten mußten der „Berliner Lokalanzeiger“, das „Berliner Tageblatt“ und die „Morgenpost“ ihr Erscheinen zeitweilig einstellen.

— Dieser Tage wird dem Kronprinzenpaar noch einer von den großen silbernen Tafelaufsätzen übergeben werden, die ihm die preußischen Städte zum Hochzeitgeschenk gemacht haben. An diesem Prachtstück haben die geschicktesten Goldschmiede fünf Jahre lang gearbeitet.

— Professor Schiemann sagt in einem Artikel über die marokkanische Frage, daß das Stillschweigen Deutschlands angesichts der Ereignisse nicht einen Verzicht auf das Recht darstelle, an der Lösung des internationalen Problems teilzunehmen, das jetzt wieder aufgerollt wird. „Wir warten unsere Zeit ab“, sagt der Verfasser des Artikels, „und wir wissen, daß sie kommen wird.“ Er fügt hinzu, daß Herr von Kiderlen-Wächter wohl in wenigen Tagen von seinem Urlaub nach Berlin zurückkehren und sofort die Marokkofrage in Angriff nehmen wird.

Italien.

— Zwischen Rom und Civita Castellana entgleiste ein Güterzug und stürzte den Abhang hinunter. Eine Person kam ums Leben, acht wurden schwer verwundet.

— Zwischen Rom und Civita Castellana entgleiste ein Güterzug und stürzte den Abhang hinunter. Eine Person kam ums Leben, acht wurden schwer verwundet.

— Zu dem Unfall des Luftschiffers Frey wird noch folgendes gemeldet: Die Aerzte, welche seinen Zustand als sehr besorgniserregend erklären, verbieten jede Unterredung mit Journalisten oder anderen Personen. Seine Gattin war in Florenz, und da Frey nicht ankam, entschied sie sich, nach Rom zu fahren. Auf der Station Avezzo teilte der Stationsvorsteher ihr in schonender Weise den Unfall mit, worauf sie nach Viterbo fuhr, um ihm persönlich Beistand zu leisten. Frey verbrachte die Nacht verhältnismäßig gut. Außer einem Arm- und Beinbruch erlitt er auch eine Verletzung der unteren Kinnlade. Sein Befinden ist im allgemeinen besser, und glauben die Aerzte, daß er in 60 Tagen geheilt sein kann.

— In Palermo kam es anläßlich der Ausübung des gesetzlichen Impfwanges zu Ausschreitungen gegen die ärztliche Kommission. Das Volk protestierte in drohender Haltung gegen jede Art von Impfung und versuchte, die Aerzte tätlich anzugreifen. Erst das Einschreiten der Carabinieri zerstreute die Manifestanten. Die Rädelsführer wurden verhaftet.

— In Brescia stürzte Ende letzter Woche die Mauer einer Spinnerei ein und begrub mehrere Personen unter ihren Trümmern, von denen zwei starben und mehrere schwerverletzt wurden.

— Dem „Messaggero“ wird aus Foggia mitgeteilt, daß in den pyrotechnischen Werkstätten

Machina Especial „Combinada“

zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die vollkommenste Maschine, weil sie aus dem berühmten Schäler Mecanica und dem unvergleichlichen Separator Monitor, verbunden mit 4 Verlesern, besteht.

Von hervorragender Solidität und grösster Dauerhaftigkeit, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos besttaxierten Qualitäten.

Dieses System stellt die billigste Vereinigung der erforderlichen Kaffee-Aufbereitungs-Maschinen dar

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. Jede Installation ist ein Erfolg.

Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36.

1359

eine gewaltige Explosion stattgefunden hat, bei welcher 2 Personen getötet und 3 verwundet wurden.

— Im Hafen von Cagliari ist der französische Schoner „Alice“ gescheitert. Die Besatzung wurde gerettet.

— In Belluno geriet ein Kognaklager in Brand. Das Feuer griff auf 15 Häuser über, wodurch 25 Familien obdachlos wurden.

— Aus Catania wird telegraphiert, daß sich in der Desinfektionszentrale jener Stadt eine Explosion ereignete, welche als Opfer einen Toten und zwei Verwundete forderte.

— Ein schwerer Unglücksfall trug sich auf der Straße nach Gorgonzola zu. Ein in schnellster Fahrt begriffenes Automobil überrannte ein Gefährt, in welchem sich der 78jährige Commendador Figini, seine Frau und Tochter und ein Herr Ruga befanden. Automobil und Wagen stürzten, wobei fast alle Insassen schwere Verletzungen erlitten. Der Zustand des alten Herrn Figini ist hoffnungslos.

— In Bergamo geriet das von der Familie Zanini bewohnte Häuschen in Brand, wobei der Besitzer und zwei seiner Söhne verbrannten. Das dritte Kind würde auch in den Flammen umgekommen sein, wenn es nicht ein gewisser Herr Rossi mit dem größten Heldennute gerettet hätte, indem er mit ihm an einem Gitter herabkletterte.

— In Turin verbrannte ein mit Benzin beladener Eisenbahnwagen. Der Schaden beträgt 20.000 Lire.

— Aus Castellamare di Stabia wird gemeldet, daß nördlich von diesem Hafen die Fischereibarke „Leonessa“ untergegangen ist, wobei die Matrosen Nicola Pavonalli und Antonio Candalora ertranken, während es den anderen Angehörigen der Besatzung nach schwerer Mühe gelang, sich zu retten.

Oesterreich-Ungarn.

Die bekannt gewordenen Resultate zur Neuwahl des Reichsrath zeigen die erwartete Nieder-

lage der Sozialisten.

— Der Musiklehrer Josef Fiedler, welcher schon seit einiger Zeit seinen Beruf infolge eines Nervenleidens nicht ausübte, hatte gestern einen heftigen Anfall von Neurasthenie, in welchem Zustande er seine Gattin und sich selbst erschöß.

— Als in den Reichsrath gewählt zu betrachten sind 367 Deputierte, von denen 65 der christlich-sozialen, 44 der sozialdemokratischen und 46 der deutsch-liberalen Partei angehören. Letztere gewannen 7 Sitze, erstere nur 2 Sitze mehr, während sie bei den Vorwahlen 18 Plätze innehatten.

— Der Orkan in Triest forderte über 100 Opfer. Das aufgeregte Meer beschädigte den Quai und zerstörte die Molo de San Carlo. Mehrere Segelschiffe gingen verloren. Das Arsenal des technischen Etablissements neben dem kaiserlichen Schloß hat stark gelitten. Das Mira-mar wurde buchstäblich verwüstet.

— Bisher wurden 18 Leichen, Opfer des Orkans, in Triest geborgen. 14 hiervon sind Seeleute.

— Infolge der letzten furchtbaren Stürme in Triest wurden 11 Dampfer des Oesterreichischen Lloyds beschädigt. Der Verlust wird auf 10.000 Pfund Sterling geschätzt. Auch die Fischerboote haben stark gelitten.

— In Budapest wohnte ein 19 jähriges Mädchen den Flugversuchen auf dem Aerodrom bei; ein Aeroplan erfaßte sie und riß ihr den Kopf ab.

— Der Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses erklärte, daß er im Interesse der Türkei der Hohen Pforte freundschaftliche Ratschläge erteilt habe durch Vermittlung des Gesandten in Konstantinopel, welche die Türkei annahm und befolgte. Gleichzeitig hat Oesterreich-Ungarn auch Montenegro mehrmals die strengste Neutralität angeraten, um eine europäische Komplikation zu verhüten.

Frankreich.

— Während einer Aufführung in der Oper in Paris weigerte sich gestern das Ballet-Corps, auf der Bühne zu erscheinen. Die Zuschauer protestierten.

— Nach den letzten Telegrammen befinden sich 1000 Mann vor Fez, wo sie bis zur Herstellung der Ordnung bleiben werden. General Monier mit dem Gros der Truppen ist auf dem Marsche nach Westen. Der Raisuli riet den Tribus, sich ruhig zu verhalten und jede Reiberei mit den Spaniern zu vermeiden. Augenscheinlich werden die Tribus diesen Rat befolgen. Der Rücktritt El Glawi's, eines Bruders des Raisuli, erregte großes Mißfallen, da es heißt, daß er in der Verwaltung von Marakesb durch Dris-Onlehoj-Meunon ersetzt wird, welcher für die Verheerungen von Fez im Jahre 1910 verantwortlich sein soll.

— In Issy-les-Moulineaux sind schon wieder 2 Acroplan-Unfälle vorgekommen. Der Leutnant Princeteau, welcher an der Ueberfliegung Europas teilnehmen wollte, stürzte bei einer Probefahrt mit seinem Apparat ab und war sofort tot. Auch der Flieger Leinart stürzte mit seinem Acroplan ab und erlitt schwere Verletzungen.

— Das Unglück, dem vorgestern der Flieger Lemartin zum Opfer gefallen ist, trug sich so zu, daß der Motor plötzlich versagte und das Flugzeug umkippte. Lemartin klammerte sich darauf an den oberen Teilen des Apparates fest und stürzte aus etwa 100 Fuß Höhe auf den Boden. Der Leutnant Princeteau hatte in bedeutender Höhe eine Explosion am Vergaser. Das Flugzeug fiel zur Erde und geriet unterwegs in Brand. Der Flieger machte angesichts einer großen Menschenmenge die verzweifeltsten Anstrengungen, sich zu retten, jedoch vergeblich. — In Chateau-Thierry stürzte einer der Teilnehmer am großen europäischen Wettfliegen, Budron, ab, und blieb auf der Stelle tot. Auch sein Apparat war in Brand geraten.

Portugal.

— Die Behörden der Stadt Porto ließen heute 16 Leute verhaften, welche an verschiedenen Punkten aufrührerische Gerüchte verbreiteten. Auch in Coimbra sollen Verhaftungen vorgenommen sein.

— Die Gerüchte über den Einfall der monarchischen Truppen nehmen zu, in Folge der Mobilmachung seitens der Regierung an der Grenze. Der Kriegsminister ist unerwarteter Weise aus Porto zurückgekehrt. Im Ministerrat wurde beschlossen, energische Maßregeln zu ergreifen um eine Rebellion im Innern im Keime zu ersticken und um irgend einen Einfall der Monarchisten zu verhüten. Truppen aus Lissabon und anderen Garnisonen gingen nach der Grenze ab. Die Flotte erhielt neue Orders. An der Grenze sind viele Monarchisten zerstreut, welche nur auf Ordre des Komitees warten, um den Einfall zu wagen.

— Mehrere Kanonenboote sind nach Agarve und dem Moinho abgedampft, um einen etwaigen Einfall der Monarchisten zu verhüten.

— In Lissabon wurden zwei Verschwörer verhaftet. In ihrem Besitz wurden belastende Papiere vorgefunden.

— In Porto wurde ein großer Posten Kriegsmaterial beschlagnahmt, welches für die Monarchisten bestimmt war und ihnen den Einfall von Osten ermöglichen sollte.

— Gestern wurde in Lissabon die Republik durch

den konstituierenden Kongreß feierlich definitiv eingeführt. Das betreffende Dekret wurde überall angeschlagen und in Massen verteilt. Der Präsident der provisorischen Regierung, Herr Theophilo Braga, verlas das Dokument von dem Balkon des Parlamentsgebäudes aus, dann begab er sich nach dem Sitzungssaale zurück, wo die provisorische Regierung die Gewalt in die Hand der konstituierenden Versammlung niederlegte. Die Versammlung beschloß jedoch, das Mandat der Regierung bis auf weiteres zu verlängern.

Spanien.

— Aus Vigo kommt die Nachricht, daß zwei portugiesische Regimenter revoltiert haben, und die Wiedereinsetzung der Monarchie verlangen. — Auch soll das 13. Infanterie-Regiment in Villa Real de Traz-as-Montes revoltiert haben.

— Aus Valencia wird gemeldet, daß gegen die Kathedrale eine Dynamitbombe geschleudert wurde, welche arge Verwüstungen im Tempel anrichtete.

— Der Expräsident Mexikos, Porfirio Diaz, ist in Santander angekommen. Er begibt sich aus Gesundheitsrücksichten nach der Schweiz. Porfirio Diaz beabsichtigt, sich in Santander niederzulassen, und erklärte, daß er nur im Falle einer Gefahr seines Vaterlandes nach Mexiko zurückkehren würde.

Niederlande.

— Telegramme über Hoorn melden, daß das Dorf Binnenwyzend fast vollständig von einer Feuersbrunst zerstört worden ist.

Rußland.

— Die Behörde in Riga ordnete die Verhaftung des Studenten Baron Bonschooden (?) an, welcher im Duell seinen Kollegen, den Baron von Behr, getötet hatte.

— In der Umgegend von Petersburg machte der von Deutschland bezogene Parsevalballon mehrere längere Probefahrten mit ausgezeichnetem Erfolge.

— Rußland konzentriert seine Truppen im äußersten Orient, was zu der Befürchtung Anlaß gibt, daß ein Krieg mit China ausbrechen könne.

— Der Streik der Seeleute dauert zwar noch fort, jedoch scheint es, als wenn die internationale Bewegung völlig gescheitert sei.

— Der „Financier“ beschäftigt sich in der gestrigen Ausgabe mit den Finanzen Brasiliens. Er meint, daß die Botschaft des Präsidenten an den Kongreß ein wertvolles Dokument für den ökonomischen Geist der neuen Regierung sei, die, wenn die wirtschaftlichen Maßnahmen der größten Sparsamkeit wirklich durchgeführt würden, binnen Kurzem die segensreichen Früchte ernten könnte. Er, „Financier“, hält es nicht für wahrscheinlich, daß sich die oppositionelle Minderheit der Sparsamkeitspolitik des Marschalls auf die Dauer würde widersetzen können. Es sei daher für Brasilien der Zeitpunkt der wirtschaftlichen Consolidierung eingetreten. Das klingt denn doch etwas anders als die pessimistische Ansicht des „Oeconomist“ die wir vor einigen Tagen meldeten.

— In London ist die Bubonenpest aufgetaucht und zwar im Hafen, kaum 2 Meilen vom Zentrum der Stadt entfernt. Man fürchtet eine weitere Ausbreitung der Krankheit. Auf welche Weise dieses Uebel in London eingeschleppt wurde, weiß man z. Z. noch nicht.

— Nach anderen Nachrichten scheint die Lage bei weitem ernster zu sein. In London und vielen

anderen englischen Häfen ist es unmöglich, für die Besatzung der Dampfer Mannschaften zu erhalten. Auch die Haltung der Staurleute ist beunruhigend, da man zu der Befürchtung Grund habe, sie würden sich dem Streik anschließen und dadurch die Seeleute nicht unwesentlich unterstützen.

— Die kaiserliche Familie, die sich in Peterhof befand, ist nach Finnland abgereist.

— Der Prozeß gegen hohe Offiziere und Eisenbahnbeamte, der jetzt im Gange ist, hat bereits ans Licht gebracht, daß während des russisch-chinesischen Krieges von den Angeklagten 20 Millionen Rubel unterschlagen worden sind.

England.

— In einer Vorstadt Londons, East End, wurde eine Arbeiterversammlung abgehalten, zu welcher 3000 Arbeiter erschienen. Es wurde in dieser Versammlung beschlossen, den Ausstand zu erklären.

— Aus Singapoer kommt die Nachricht, daß die Engländerin Ethel Proudlock den Leiter der Minengesellschaft, William Steward erschoss, als er versuchte sie in Abwesenheit ihres Mannes zu vergewaltigen. Obgleich der Beweis erbracht wurde, daß sie in Selbstverteidigung handelte, wurde sie zum Tode verurteilt.

— Das Syndikat der Seeleute macht bekannt, daß infolge des ausgebrochenen Streikes über 180 Dampfer in englischen Häfen stilliegen. — Das ist nicht viel, der Streik scheint gründlich ins Wasser gefallen zu sein, was übrigens schon längst vorauszusehen war.

— Der König von Sachsen hat seine Schwiegermutter, die Großherzogin von Toskana, in Lindau besucht. Es geht das Gerücht, daß die Ex-Kronprinzessin, die bekanntlich mit dem Musiker Toselli verheiratet ist, sich wieder scheiden lassen und in Lindau Wohnung nehmen wird.

— Die „Vossische Zeitung“ behauptet, daß sich der Exdiktator von Venezuela, Cypriano Castro, an Bord des Dampfers „Kossuth“ befindet, der an der Küste von Venezuela kreuzt. Er hat also jedenfalls einen Putsch vor.

— Im Hamburger Hafen beschlossen die Arbeitgeber, die Anführer der streikenden Hafenarbeiter nicht wieder einzustellen.

Norwegen.

— „Fram“, das Expeditionsschiff Nansens nach dem Nordpol, wird nächstes Frühjahr seine Forschungsreise nach dem Südpol antreten. Zu diesem Zwecke hat sich der norwegische Konsul in Argentinien, A. S. Christophersen, erboten, die Verproviantierung und Ausrüstung des Schiffes auf seine Kosten zu übernehmen.

Schweiz.

— Die Regierung beschloß die Anschaffung einer Luftschiffflotte.

— Nach elftägiger Beratung nahm die Nationalversammlung das Gesetz bezüglich der obligatorischen Arbeiter-Kranken- und Unfallversicherung einstimmig an.

— Eine Frau fand in Zürich eine Bombe auf der Straße und lieferte sie einem Polizisten aus. Bei der Untersuchung explodierte sie in seinen Händen. Eine andere Bombe platzte in einer Kirche, ohne jedoch größeren Schaden anzurichten. Man schreibt diese Attentate den streikenden Maurern zu.

Türkei.

— Der albanesische Chef, Issaboletinaz, welcher

sich nach Montenegro geflüchtet hat, soll in Richna in Begleitung von 20 Führern seiner Bande angekommen sein. Es heißt, daß er sich dem Sultan ergeben und seine Waffen ausliefern will.

— Die Friedensbedingungen, welche die Türkei den Albanesen zugehen ließ, enthalten ernste Drohungen, falls diese nicht innerhalb 10 Tagen die Waffen strecken. Sie riefen bei den Aufständischen gerechte Entrüstung hervor und man glaubt, daß diese sich nicht so leichten Kaufes unterwerfen werden.

Vereinigte Staaten.

— Die Regengüsse in New York halten an. Viele Straßen und Plätze sind überschwemmt und der Verkehr teilweise gehemmt. Bis jetzt sind 5 Todesfälle und viele Unfälle gemeldet worden. Der Materialschaden ist bedeutend.

— Laut Meldungen aus New York zerstörte eine heftige Feuersbrunst fast gänzlich die Stadt White-Wright in Texas.

— Nordamerikanische Kriegsschiffe bewachen den Dampfer, auf welchem sich der Expräsident von Venezuela, General Cypriano Castro, befinden soll.

— Es verlautet, daß der Dampfer, der den General Castro an Bord hat, unter italienischer Flagge segelt. Die nordamerikanische Regierung wird übrigens den Expräsidenten zwingen, mit dem ersten besten Dampfer wieder nach Europa zurückzureisen.

— „Banker's Trust“ erwarb die Mercantil Trust Co., wodurch der größte bestehende Trust gebildet wurde, welchem nicht weniger als 5522 Korporationen angehören.

— In Panama wurde das Dekret veröffentlicht, welches das Poker-Spiel in der ganzen Republik verbietet.

— Der Journalist Randolph Hearst ist mit der Organisation eines Wettfliegens durch ganz Nordamerika beschäftigt. Die Fahrt soll in der Richtung vom Atlantischen Ozean zum Stillen Ozean erfolgen, die Entfernung beträgt ungefähr 4800 km. Der Preis für den Sieger soll 50.000 Dollars betragen.

Mexiko.

— Der Gouverneur des Staates Chihuahua erklärte, daß nach den neuen Bestimmungen keine Konzessionen, welche den Charakter eines Monopols haben, an Ausländer gemacht werden können. Ebenso sollen die schon gewährten Monopole beschränkt werden.

Argentinien.

— Die Firma Buenon & Hanys gründete in Buenos Aires eine Theater-Agentur. Die neue Agentur befindet sich Calle Corrientes 924, und ist in Korrespondenz mit den wichtigen europäischen Agenturen, was ihr Arbeiten bedeutend erleichtert.

— Der Alfandega von Buenos Aires wurden mehrere Eisenbahngesellschaften denunziert, welche seit langer Zeit Zollunterschleife begingen, durch welche der Fiskus empfindlich geschädigt worden ist. — Ebenso wurde ein großer Goldschmuggel entdeckt.

Peru.

— In Callao geriet der Dampfer „Ezio“ in Brand. Die Ladung desselben bestand aus Petroleum und in wenigen Augenblicken war das Schiff gänzlich vernichtet. Bei der hierbei erfolgten Explosion kamen drei Matrosen ums Leben.

— Die Alkohol- und Zucker-Interessenten beschlossen, ihre Etablissements zu schließen, falls die

Norddeutscher Lloyd, Bremen

Regelmässiger, vierzehntägiger Dienst von Bremen via Antwerpen, Vigo und portugiesische Häfen nach Brasilien (Pernambuco, Maceió, Bahia, Rio, Santos und São Francisco do Sul und umgekehrt) vermittelt der Postdampfer „ERLANGEN“, „WUERZBURG“, „CREFELD“, „HALLE“, „BONN“, „AACHEN“ usw.

— Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck. —

Fahrpreis nach Europa pro volle Passage: Kajüte 450 Mark ab Santos. Rio, Bahia usw. III. Klasse nach Bremen, Rotterdam, Antwerpen ab Santos Rs. 130\$500 (Preise verstehen sich exklusive 5 Prozent Steuer). — Von Europa Mark 180 in III. Klasse; wenn die Passage in einem Hafen Brasiliens gekauft wird 144\$000.

Ferner regelmässiger Dienst von Bremen nach Montevideo und Puenos Aires vermittelt der Postdampfer „EISENACH“, „COBURG“, „GOTHA“, „DARMSTADT“, „GIESSEN“, usw. Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck.

Nähere Auskunft über Passagen, Abfahrten usw. erteilen die Agenten:

Zerrenner, Bülow & Co., S. Paulo und Santos
Herm. Stoltz & Co., Rio de Janeiro.
Carl Hoepoke & Co., São Francisco do Sul.
Aseburg & Co., Itajahy.

Behrmann & Co., Bahia.
Neesen & Co., Pernambuco.
Herm. Stoltz & Co., Maceió.

Regierung die doppelten Abgaben auf diese Waaren nicht aufhebt. Bei der Versammlung waren mehrere Geheimpolizisten anwesend, welche gegen diesen Beschluß protestierten und hierdurch Anlaß zu einem Konflikt gaben. Revolverschüsse wurden abgegeben und einige Personen leicht verletzt. Die Fabrikanten und Kaufleute protestierten beim Finanzminister gegen das Erscheinen der Geheimpolizisten und dieser entließ den Chef des Steuereinnahme-Amtes. Die Zucker- und Alkohol-Interessenten sind ruhiger angesichts der Versprechungen des Präsidenten Lepna.

Bolivien.

— In der Zinn-Mine bei La Paz wurde ein wertvoller verborgener Schatz gefunden.

— Der Journalist Munoz Reys, Direktor des „El Tiempo“, sandte dem Abgeordneten Macario Escobar seine Sekundanten, und verlangte eine Genugtuung durch Waffen. Der Geforderte nahm alle Anschuldigungen gegen Munoz Reys zurück und vermied hierdurch das Duell.

Chile.

— Aus Santiago wird gemeldet, daß eine heftige Feuersbrunst eine Mädchenschule in Vina del Mar zerstörte. Der Schaden beträgt 100.000 Pesos.

— Der italienische Gesandte in Santiago, Graf Ramuzzi di Segni, wurde aus dem italienischen Club ausgestoßen, da er im Namen des Clubs nach Rom telegraphierte, bittend, ihn auf seinem Posten zu belassen.

Uruguay.

— Im Departement Rocha wurde eine große Menge Kaffee, Tabak und Matte beschlagnahmt, welche aus Rio Grande do Sul eingeschmuggelt wer-

den sollten. Der Wert der Waaren beträgt 2000 Pesos.

— Die Banco da Republica beabsichtigt 2000 Häuser für öffentliche Beamte in Montevideo zu bauen.

— Aus San Eugenio, nahe der brasilianisch-uruguayischen Grenze, kommen abermals telegraphische Nachrichten von blutigen Konflikten zwischen Schmugglern und Zollwächtern. Die Gebrüder Lima Lara, bekannte Pascher, sollten verhaftet werden. Diese jedoch entzogen sich der Gefangennahme durch eilige Flucht zu Pferde. Doch wurden sie durch berittene Wächter bald eingeholt. Nun entspann sich eine lebhafte Schießerei, bei welcher einer der Brüder Larā schwer verwundet wurde. Daraufhin gelang erst die Verhaftung. Der verwundete gefährliche Schmuggler erlag jedoch bald seinen Verletzungen. — Soweit ist nun alles Sache der uruguayischen Behörden; was jedoch geeignet ist, dem Zwischenfall ein ernstes Gepräge zu geben, ist, daß zu gleicher Zeit ein brasilianischer Zollwächter verwundet worden ist. Da die Gebrüder Lima Lara, obwohl Staatsbürger von Uruguay, auf brasilianischem Boden wohnten, so fühlten sich die brasilianischen Grenzsoldaten bewogen, zugunsten der Gefangenen zu intervenieren, sie wurden aber von den Uruguayanern mit Schüssen empfangen, wobei, wie schon gemeldet, ein Brasilianer verletzt wurde. Nach dem Berichte des Polizeichefs von Artiga sollen allein die brasilianischen Zollwächter für den Zwischenfall verantwortlich sein. Dem Präsidenten von Uruguay wurde durch den Minister des Innern Bericht erstattet.

Feuilleton.

Bist du deines Glückes Schmied?

Roman von S. Barinkay.

„Es gibt Frauen, die herrschen wie Königinnen über ihre Umgebung, sei es mittels Liebreiz des Körpers oder des Gemütes, mittels eines hervorragenden Geistes oder eines hervorragenden Eigensinns. Manchmal ist's ein Gemisch von alledem, was ihnen den stillen Thron sichert!“

Graf Landshoff verstummte. War es Zufall oder Absicht des selbstbewußten Sinnes — man saß ringsum an den Wänden und plauderte — daß Jutta van Jukuff quer durch die freie Runde des großen Salons ging und ihre Persönlichkeit nicht nur allen Blicken preisgab, sondern diese sogar aufforderte, ihr zu folgen.

Es war kein Auge, das nicht an der hohen, schlanken, eleganten Gestalt hing, die in der weißen fliegenden Seide mit dem spinnwebfeinen Spitzengischt über die Büste und einer phantastischen, weißen Schmetterlingsschleife im Haar, langsam mit majestätischem Anhauch den leeren Mittelraum durchschritt.

„Auch Jutta van Jukuff ist eine solche Königin“, nahm der Graf das Wort wieder auf.

„Und Königinnen haben Trabanten!“ meinte sein Nachbar Konsul Currie spöttisch.

„Es läßt sich deutlicher sagen: Lakeien!“ hängte eine dritte Stimme an, eine schnarrende, arrogante Leutnantsstimme.

Mit unterdrücktem Lachen zielten die Blicke der Sprechenden auf einen Herrn, welcher der schlanken Dame den Federnfächer mit ernstestem Gesicht und gravitätischer Haltung nachtrug.

„Ich begreife den Baron Morf nicht! Er ist ein Mann, keine Binse! Ein Mann, der Grundsätze und schätzenswerte Gesinnungen hat in allen Dingen, bis auf das eine! Sein charaktervolles, gemessenes Aeußeres verträgt sich gar nicht mit diesem Schleppendienst. Und wäre sie die schönste Frau, er geht zu weit!“

„Herr Graf, Sie reden, als wäre Ihnen das fünfte Element fremd und allezeit fremd gewesen!“

„Wie meinen Sie das, Currie?“

„Na ja, wir haben vier Elemente; das fünfte ist die Liebe!“

„Wir haben sechs; das sechste ist das Geld!“ witzelte der Leutnant. „Wissen die Herren übrigens, daß man in der letzten Zeit von einem Tachtelmechtel der Jukuff mit Allermann, dem ersten Bariton der Oper, der erst seit drei Monaten engagiert ist, munkelt? Sie soll jedesmal da sein, wenn er eine größere Partie singt, und kein Auge von ihm wenden, wenn er auf der Szene steht. Auch in der Gesellschaft, wenn sie mit ihm zusammentrifft, will man bereits einen Blicktausch bemerkt haben!“

Landshoff schüttelte kurz den Kopf. „Glaub nichts davon! Fräulein van Jukuff ist viel zu stolz und zu gescheit, um sich in einen Theaterhelden zu verlieben!“

„Lala, Amor ist boshaft! Und wenn man richtig verliebt ist, ist man dumm! Siehe Morf!“

„Vulgo, wenn man nicht erzdumm scheint, ist man nicht richtig verliebt. Einen dummen Eindruck macht mir die Königin nicht, von der wir reden.“

„Es läßt sich wohl heraustüfteln, ob etwas Wahres an dem Gemunkel ist. Allermann geht am ersten bereits wieder aus dem hiesigen Engament, d.h. er wird wegen Unzuverlässigkeit und Renitenz gegangen, und tritt ins Ensemble des Prager Theaters. Wenn die Jukuff alsbald Reisegelüste nach Böhmens alter Residenz zeigt, weiß man, was man zu denken hat.“

Landhoff fiel in das Gemuschel mit rascher Schärfe ein: „Meine Herren, ein Weib von der Intelligenz der Jukuff begehrt die schmalen Rosensteige der Liebe nicht so plump und offensichtlich, daß sie hundert Zuschauer hat! Das Ganze ist Quatsch, wenn ich nicht sagen soll: Verleumdung.“

Currie schob seine gedrungene Gestalt näher zum Grafen hin und lächelte ihn schelmisch an. „Na, na, die Dame hat Temperament. Sollte sie gar nicht von der Opferschale der Liebesgöttin naschen? Ich halte sie für riesig schlau. Auf mich wirkt sie mit ihrem geschmeidigen, biegsamen Körper und ihren gelben Augen wie eine Schlange.“

Er war vertraulich mit Landshoff; er konnte es wagen. Es trug ihm aber doch einen bösen Blick ein.

Der Graf verkehrte im Hause Jukuff schon lange, ein Freund jeden Familienmitgliedes.

Schweigend verließ er nun den Kreis und stellte sich an einen isolierten Punkt.

Die Diener rollten den schwarzen Flügel unter den Kronleuchter. Die Sängerin, die dem Abend einen künstlerischen Inhalt geben sollte, trat ein.

Das Rauschen der Seide, das Streifen der Lackschuhe, das Lästern und Lispeln und Reden, das leise, vornehme Lachen verstummte.

* * *

Vier Wochen nach diesem Gesellschaftsabend erregten die elfenbeinernen Verlobungskarten, die hinter den goldenen Gitterklappen die Namen Jukuff und Morf zeigten, Sensation.

Jutta war die einzige Tochter eines reichen Hauses, schön, klug und stark eigenwillig, sonst wäre sie nach dem Wunsche der Eltern und der Meinung aller mit ihren zweiundzwanzig Jahren längst verheiratet gewesen. Aber soviel ihr gehuldet wurde, sie hatte bis jetzt jeden Bewerber abgewiesen. Nur einer war zäh und fiel nicht nach dem ersten Korbe ab. Einer, den sie über zwei Jahre hingehalten. Er war ihr Ritter, ihr Vasall, ihr Packträger in schweigender Beharrlichkeit. Sie ließ ihre Launen an ihm aus, sie spottete über ihn, sie quälte ihn, sie lachte über ihn; er trug's mit stummer Würde.

Jutta van Jukuff und Wolfram von Morf waren Gestalten, die zusammengehörten, wenn man an eine der beiden dachte oder vom anderen redete. Doch es fiel niemand ein, zu glauben, daß sie je Mann und Frau würden. Jeder ihrer Bekannten hielt Wolfram von Morf für einen Wolfram von Eschenbach, der das Zusehen hatte, wenn Tannhäuser einmal kam.

Nun die Tatsache! Man war sprachlos.

Die Damen überliefen Jutta.

„Warum so plötzlich? Wie ist es möglich? Warum denn? Du hast ihn abscheulich behandelt! Nun wird er dein Gatte!“

Jutta warf ihren windspielschlanken, in weißes, weiches Tuch gekleideten Körper in den Schaukelstuhl und legte die Füße übereinander, die in sekthellen Lederschuh, mit großen seidenen Schleifen darauf, steckten.

„Ja, er wird mein Gatte! Mein Gott warum? Wie dumm! Ich weiß es nicht. Es beliebt mir so. Er hat lange genug um mich geworben. Einmal muß ich heiraten. Und ich glaube, er wird ein bequemer Ehemann!“

„Hast du einen solchen nötig? Denkst du daran, ihn zu betrügen?“

Von ihrem Gesicht glitt die Gleichgültigkeit. Sie riß die blanken, von schwarzen Wimpern beschatteten Goldaugen zu einem jähen Mißtrauensblick auf und sprach nach einer Minute finster: „Du bist verrückt! Dann würde ich ihn nicht heiraten, sondern auf den warten, mit dem ihn zu betrügen, wie du meinst, ich allenfalls Lust hätte!“

Der Brautwochen waren wenige. Die Ausstattung der Villa in Loschwitz, die das Paar beziehen sollte, eilte nicht, denn Morf, der auch als Bräutigam seine ruhige Würde

bewahrte, und der Welt nicht das Schauspiel gab, das sie nach seinem Schicksal erwartete, hatte Jutta in allem ganz nach eigener Lust und Art wählen und anordnen lassen, sich aber eines fest ausbedungen: eine halbjährige Hochzeitsreise im Automobil, die völlig nach seiner Initiative vor sich gehen sollte.

„Aber geru!“ willigte Jutta ein, die alle fashionablen Punkte Europas kannte, und machte eine leicht blasierter Miene. „Ich hindere dich nicht, mein Reisemarschall so lange und so ausschließlich zu sein, wie du magst, und werde dich für alle Langweile verantwortlich machen!“

Oberflächlich war dabei der Ton ihrer Stimme und oberflächlich der Gesichtsausdruck. Das schwand, als sie sich eines Atemzuges Länge gegenüberstanden und sie in dem Auge ihres Bräutigams etwas ihrer Oberflächlichkeit ganz Entgegengesetztes bemerkte: eine sprechende Tiefe. Mit Bekommenheit streifte sie ihr Kleid zurecht und fühlte, daß in dieser Sekunde sich der Keim einer wachsenden Unruhe in ihre Seele senkte.

Der Hochzeitstag war ein weicher Apriltag. Die Stürme und kalten Winde schiefen. Mit Zärtlichkeit hielt die Sonne ihr liebstes Kind, die Erde, im Arm und kostete mit ihr.

Der große Musiksaal im Hause Jukuff am Elbkai mit der Aussicht nach der Brühlischen Terrasse leuchtet in Weiß und ist mit Frühlingsluft gefüllt. Weiße Seidengehänge an den Wänden, weiße Fliederbäumchen an den Seiten, in einer Nische, künstlich und künstlerisch zum Altar geformt, steht im warmen Holzbraun lebensgroß die Nürnberger Madonna mit der ihr eigenen Hoheit des Reinen und Himmlischen.

Die reichgekleideten Gäste sind vollzählig. Fast zu eng ist der Raum. Die Damen mit den wunderbaren Schleißen aus Damast und Samt murren leise. Sie können ihre Pracht schwer entfalten und denken mit Begierde an die majestätischen Hallen einer Kirche.

„Unsinn, die Trauung hier zu halten! Man hätte im Schneiderkleid herkommen sollen. Sicher eine Kaprice der Jukuff! Sie strotzt ja von tollen Einfällen, und niemand wagt, sich diesen zu widersetzen. Morf am wenigsten! Bis sie von der Hochzeitsfahrt zurückkehren, wird er ihr den Zucker aus der Hand nehmen wie ein Zirkuspferd!“

Die Herren haben es leicht. Sie stehen auf einem kleinen Fleck, gleich einem Schwarm schwarzer Käfer. Ein einziger Buntrock ist darunter: Landshoff als Reserveoffizier. Man sieht: die bunte Gewandung ist auch für die Herrenwelt jedesmal von Vorteil. Er macht heute einen bedeutend angenehmeren Eindruck als sonst. Sein eigentümliches Gesicht mit den tiefliegenden Augen, den zwei Gruben unter den Backenknochen und der nichtssagenden, kleinen Nase erinnert an einen Totenkopf. Der lange, dicke, schwarzglänzende Vollbart allein rettet sein Aussehen und läßt ihn im großen ganzen passabel erscheinen. Heute vertreibt die blaue, freundliche Uniformfarbe jeden Anflug von Schatten, den er zu fürchten hat, und den er auch fürchtet. Der Graf weiß um seine fatale Ähnlichkeit und sucht seinen Platz darum stets im hellsten Licht, am Fenster oder unterm Kronleuchter.

Er steht ernst und schweigsam und ein wenig fahl inmitten der Lispelnden.

„Die Heirat ist mir ein Rätsel, einfach ein Rätsel! Warum nimmt er sie? Um ihr Sklave zu sein?“

„Warum nimmt sie ihn? Sie liebt ihn doch keinesfalls, sonst hätte sie ihn nicht so lange zappeln lassen!“

„Mir ist, wenn die Türe sich öffnen wird, als müßte sie mit einem andern eintreten! Unglaublich diese Heirat! Und so rasch! Kaum drei Wochen nach der Verlobung, nachdem sie ihn fast so viele Jahre als Narren behandelt!“

„Rätsel! Weswegen? Unglaublich! Ich finde das sehr nett!“

Das Geflüster verstummt. Die Flügeltüren werden zu-

rückgerollt. Kleine, weiße Mädchen trippeln herein, voll kindlicher Geschäftigkeit und holder Verlegenheit rote Rosen ausstreund; Amoretten, in Seide und Putz gezwängt. Hinter ihnen wandeln mit bewußter Grandezza die Brautjungfern mit ihren Kavalieren; dann von Frau Jukuffs großartige Erscheinung in kardinalfarbener Robe, an der Seite ihres interessanten Gatten, beides mit befreiter, froher Miene; endlich das Brautpaar, wahrhaftig, Jutta und Morf, die standesamtlich bereits gestern still zusammengegeben wurden.

Jedes der Anwesenden ist Aug' und Ohr. Wie unbeschreiblich blaß ist die Braut! Ganz gespensterhaft! Den Kopf hält sie gesenkt; ihr stolzer, cherubartiger Gesichtsschnitt mit einer Nuanee Rasse ist auffälliger als sonst; der halbmondförmige Mund zuckt zuweilen. Ihr Blick liegt auf dem Bukett, das in ihren Händen lastet; es erscheint ihr schwer trotz aller Zierlichkeit des verwendeten Materials, so groß, so reichlich ist es aus Myrten und Orangenblüten gebunden. Ein Knabe trägt die Schleppe, ein Traum von Spitzen und Falben und bräutlichen Gewinden.

Sie treten vor den improvisierten Altar, an dem bereits der Priester ihrer harrt und zu amtieren beginnt. Bis jetzt haben ein versteektes Harmonium und unsichtbare Violinen gespielt, nicht Mendelssohns Hochzeitssmarsch und nicht die Brautmusik aus Lohengrin. Beides ist Jutta zu hergebracht gewesen. Die fröhlichen Klänge aus den „Hugenotten“, die Valentine und Revers zur Gondel geleiten, ertönen, und nun stimmen ein dramatischer Sopran voll Leidenschaft und ein in berückendem Schmelz sich hebender Tenor das süße, überwältigende, berühmte Liebesduett aus derselben Oper an.

So oft Jutta es hört, macht es ihr Herz zittern bis in den kleinsten Nerv.

Ein Schauer fließt auch jetzt über sie hin, so heftig, daß der milchweiße Schleiermantel sich hebt und senkt, der die schlanke Gestalt vollkommen einhüllt.

Sie erscheint wie das verkörperte Symbolon der Keuschheit, das unter der Myrtenkrone bänglich erbebt; Morfs gleich große, mehr schneige als kräftige Erscheinung steht neben ihr, vor dem mit einer Seidendecke überschlagenen Betschemel. Gleichzeitig knien sie nieder, gleichzeitig erheben sie sich. Er hat die Hände auf die Kante des Stuhles gestützt, das Kinn demütig auf die Brust geneigt. Ihre Hände blättern voll schlecht verborgener Nervosität in einem Gebetbuch.

Ueber die Häupter hin, die lauschenden, neugierigen, wie versunkenen, hallen die von allen Schmerzen und Wonnen einer Liebe durchdrungenen Singstimmen — hallen und verhallen wie ein Hauch.

Nachdem das Ja gesprochen ist, rasch und klingend von ihrem Munde, tief und überlegen von dem seinen, richtet Morf sich auf. Seine Augen hinter dem goldenen Zwicker öffnen sich zur ganzen Größe. Sein stolz-profilirtes Gesicht, ein antikes, römisches Gemmengesicht ohne Bart, schaut geradeaus. Von seiner schön- und hochgewölbten Stirn, die über dem dünnen Schläfenhaar in voller Plastik hervortritt, blitzt irgendein starker Gedanke.

Er macht im Moment einen so veränderten Eindruck, daß die, die ihn von der Seite fixieren können, sich verstohlen anstoßen.

Auch die Braut hebt durch Zufall oder durch seine Bewegung veranlaßt, den Blick und läßt ihn über ihren Bräutigam oder besser gesagt, über ihren jungen Gatten, hingehen. Ein leichtes Stutzen löscht die Andacht aus ihren Zügen. So hat sie ihn noch nie gesehen!

Als er ihre Augen fühlt, blickt er seitwärts und lächelt. In dieser Sekunde fällt es Jutta ein, daß sie einmal gelesen hat, große Zähne verraten Grausamkeit. Und Morf hat große Zähne. Das konstatiert sie zum erstenmal. Auch

ein zu maßvoller Bräutigam gewesen. Aber das war doch nur Maske! Und einmal mußte ja der Mann in ihm erwachen und sich ihr zu erkennen geben, der Mann mit seiner Leidenschaftlichkeit und natürlichen Brutalität! Wann, wenn nicht in dieser Stunde, die ihm den Triumph des besitzenden Siegers bereitete.

Sie sog die Luft mit schneller Heftigkeit ein, als drohe ihr Ersticken; ihre Finger krampften sich in die Handfläche.

War es die naturgemäße Niederlage des Weibes, die ihr bevorstand und die sie furchtsam machte? War es eine Angst, eine unbestimmte Angst? —

Die Verbindungstür knarrte. Ein Schreck fuhr durch den Frauenleib, der eiskalt unter der Decke ruhte. Die dunklen Wimpern senkten sich über die Augen. Ihr Atem stockte, dann ging er jagend.

Sie hörte Morf mit langsamen, festen Tritten über den Teppich schreiten.

„Madame!“

Wunderliche Anrede! Betroffen flogen ihre Augen auf. Ihr Gatte stand in tadellosem Anzug.

Wie Blitzlicht huschte das Feuer seines Blickes über sie hin. Er senkte die Lider sofort und beschaute der Reihe nach seine Nägel. Seine Züge schienen ihr gelb und hart, und ein Bangen schnürte ihre Kehle.

„Madame, ich finde, eine klare Situation ist zwischen Menschen, die Tag für Tag so eng nebeneinander leben müssen wie Eheleute, unumstößlich notwendig. Um sie zu schaffen, bin ich hergekommen, und ich sehe, Sie haben mich erwartet!“

Unter seinem Lächeln entbrannte ihr blasses, überraschtes, erwartungsvolles Gesicht in Flammen. Sie schob den Arm unter die Decke und verhüllte sich bis übers Kinn. An seine Zähne mußte sie denken, an sein Lächeln von heute. —

Und er fuhr fort: „Glauben Sie nicht, ich wäre mir nicht bewußt, weshalb ich so schnell und unvermutet zu der Ehre gelangte, mit Ihnen an den Traualtar zu treten! Ich habe Sie beobachtet, Madame, mit den Augen der Liebe, nicht der glücklichen, denn die sind schwach, kurzsichtig, ja blind — sondern mit denen der zurückgesetzten, verschmähten, und die sehen gut und deutlich!“

Jutta war bei seinem ersten Worten ächzend aufgefahren. Das Blut mußte ihr wild zum Herzen geströmt sein, denn sie bekam ein wächsernes, verfallenes Aussehen. So hatte sie's nicht gefürchtet, so nicht! Ihre Lippen waren spröde wie Stein, ihre Gelenke steif, ihre Adern voll Frost.

„Sie wollten sich schützen, Madame, vor der eigenen Liebe zu einem Manne, den Ihr Geburtsstolz oder Hochmut, je nach Anschauung, zu gering achtete, um ihn als Gatten zu nehmen, um vor der Welt eine Stufe abwärts zu steigen auf der Standesleiter — oder weil Sie keine Glücksgewähr im Charakter jenes Mannes fanden! Sie wollten einen Halt, um nicht zu straucheln unter dem Druck der anstürmenden Leidenschaft, einen sicheren Hafen, in den Sie flüchten konnten, weil Sie in der offenen See einen gefährlichen Strudel entdeckten, von dem hinwegzusteuern Sie sich nicht stark genug fühlten! Sie wollten Pflichten, um die nicht zu verletzen, die Sie sich selbst gesetzt hatten. Sie wollten sich die eigenen Füße binden, um nicht dahin zu eilen, wohin es Sie drängte! Sie wollen also einen Ehemann und keinen Liebhaber! Ich paßte in jeder Beziehung dazu. Ich war schnell bei der Hand. Ich trug so geduldig die Mantille, ich trug wohl ebenso fügsam das Joch, das Sie mir mit holden Händen huldvoll aufzulegen beliebten!“

Er holte tief Atem und richtete den Blick auf sie.

„Treffe ich die Wahrheit? Wenn ich unwahr rede, protestieren Sie!“

Während er gesprochen, war sie langsam zurückgesunken und lag nun mit geschlossenen Augen, mit geschlossenem

Munde. Sie war nicht fähig, ein Wort zu äußern, sie wußte keines, weil kein Gedanke in ihr lebte, außer dem einer unsäglichen Ueberraschung. Wie von weither, wie aus einer großen Höhe der einer fernen Tiefe oder durch Tür und Tor hörte sie seine Stimme voll Kraft und Energie. Jetzt breitete sich eine leise Wärme darüber. „Ich liebe Sie, Madame, und das mehr, als ich sollte, als sich mit meinem Mannesstolz verträgt. Ich bin durch viele stille Kämpfe gegangen um dieser Liebe willen und konnte sie nicht besiegen! Ich liebe Sie so sehr, Jutta, daß ich es nicht scheute, mich vor mir und aller Welt und selbst vor Ihnen lächerlich zu machen! Das wissen Sie, und das sah auch ich klar. Die Welt hat nichts mehr zu lachen: Sie sind meine Frau geworden! Warum? Das weiß ich nicht, das ist mein und Ihr Geheimnis! Doch auch vor mir und vor Ihnen will ich mit dem heutigen Tage die Rolle beenden, die ich unter der Gewalt meiner Empfindung zu spielen gezwungen war!“

Eine kleine Pause, die er zum Veratmen brauchte, denn die Worte waren sich immer schneller gefolgt.

Dann sprach er weiter, gedämpfter, aber mit der Energie und Zielbewußtheit von vorher. „Es liegt mir fern, nun als Liebhaber vor Sie zu treten und ein Recht zu beanspruchen, das mir bloß ein äußerliches deucht! — Ich hielte es für eine Roheit, mich in dieser Stunde in Ihren Besitz zu setzen! Ich gebe Ihnen meinen Namen, meinen Schutz, meine Treue, meine Dienste, ich vertraue Ihnen meine Ehre an für das Glück, in Ihrer Nähe sein zu dürfen, auf meine Liebe lege ich Schloß und Siegel! Sie gäbe ich nur — gegen Ihre Liebe, Madame! Vielleicht“ — —

Es war der letzte Laut, der einen Gedanken anschnitt, den auszusprechen ihm leid wurde.

Totenstille herrschte in dem Raum, dem selbst das trauliche Pendeln einer Uhr fehlte — als wäre keiner dieser beiden Menschen lebendig — als wäre er die Figur eines Schaukabinetts in richterlicher Pose und sie eine Tote, die im Schrecken verschieden.

„Möge ein gutes Einvernehmen zwischen uns walten, Jutta!“

Dann ging er, ohne von ihr eine Silbe vernommen und verlangt zu haben, ging langsam, noch viel langsamer, als er gekommen war.

Die Tür schnappte hinter ihm zu.

Morf stand noch eine Minute aufrecht, ohne sich zu rühren. Dann schlug er sich an die Stirn. Er taumelte, er wankte und fiel übers Bett hin wie ein völlig Erschöpfter.

Wie nach einer mächtigen Anstrengung waren sein Fleisch, seine Muskeln, seine Nerven gleichsam abgestorben. Nur der Geist arbeitete in ihm und schrie: „Du bist ein Narr! Ein Narr bist du — der größte Narr, den die Erde je getragen hat! Warum hast du sie nicht an dich gerissen, sie, die unnennbar Schöne, die vor dir lag wie das köstliche Gebilde eines menschen-schaffenden Künstlers — sie, die unendlich von dir Geliebte, um derentwillen du deinen Stolz, deinen Charakter, deine Mannheit verleugnet hast — sie, der du gefolgt bist wie ein hungriger Hund, um von den Brosamen zu leben, die sie dir hinstreute — sie, die dich tanzen ließ wie einen Jahrmarskaffen, daß die Leute jauchzten und klatschten sie, die nun dein eigen ist vor Gott und Gesetz und dir zu Recht ausgeliefert ist mit all ihren süßen, verborgensten Heimlichkeiten — sie, die erwartet hat, daß du darüber gebietest! —

Wenn sie dich auch nicht liebt, was brauchte dir daran zu liegen! Wie hättest du die langangestaute Glut über sie hindern lassen können, damit sie das Bild verbrenne, das dir zur wütenden Qual und ihr zum Verdruß sich ins Herz gedrängt hatte!

Wie hättest du triumphieren und in der berausenden Genugtuung schwelgen können nach den Jahren der Demütigung, wenn sie in deine Arme gespannt gewesen wäre, klein,

sein Lächeln erscheint ihr grausam, wollüstig grausam, wie bei einem Tiere, wenn es lächeln könnte. Doch bis sie sich das zugesteht, ist es verschwunden, und der Mund ist ernst und ein wenig zusammengepreßt, wie sie es gewöhnt an ihm ist.

Sie sind Mann und Frau vor Gott und den Menschen, und keine Macht kann sie hienieden mehr gänzlich trennen als allein die grausliche Majestät mit dem Sichelszepter in den Knochenhänden.

Der weißhaarige, rosige Priester ist der erste, der sie beglückwünscht. Dann schreiten die andern herzu, mit Aufrichtigkeit und Lüge auf den Lippen. Wer kann es unterscheiden?

Ein prachtvolles Automobil rollte vor einem Hotel in Kufstein an, als es bereits dunkelte. Man sah im Licht der Hotellaternen die stumpfgraue Lackierung der Karosserie, die Kastensäulen, mit Gold geringt, das Wappen am Schläge.

Der Hotelier selbst stürzte bei dem Lärm des jähen Stoppens aus der Tür und kam eben noch recht, der distinguerten Dame herauszuhelfen. Morf war schon abgestiegen, nahm sein Zigarrenetui aus einer der lederbezogenen Kaminen im Innern des Wagens und drehte die elektrische Deckenbeleuchtung ab.

Der Chauffeur war daran, den auf dem messingplattierten Gepäckrost befindlichen großen Koffer, der staubdicht zwei Einsatzkoffer umschloß, loszuschnallen. Luise, die Zofe, deren Mitnahme Jutta angeordnet hatte, stand abwartend daneben.

Morf wandte sich an den Herrn, der sich servil vor ihm verneigte.

„Zwei Gemächer für uns, zwei Räume für die Dienerschaft!“ befahl er in knappem Ton.

„Einen Salon, ein Schlafzimmer für die Herrschaften?“ fragte der Wirt.

„Zwei Schlafgemächer, nichts weiter. Wir kommen nur, zu übernachten!“

Luise riß ihre vom vielen unter gesenkten Lidern verstoßenen Beobachten kleingewordenen Augen weit auf. Waren das Hochzeitsreisende? Wenn sie nicht selbst heute morgen die prunkende Zeremonie teilweise mitangesehen hätte, würde sie es nie und nimmer glauben! Kein noch so heimlich getauschter Händedruck, kein verliebtes Aneinanderlehnen, kein zärtlicher Blick, seit man abgefahren. Von ihr wäre es bemerkt worden, denn sie spähte danach. Es hatte sie auch nicht wenig gewundert, daß ihr vom Baron der Platz im Wagen angewiesen wurde. Neben dem Chauffeur hätte sich's gut und recht hübsch sitzen lassen. Und das bißchen Wind und der Staub! O Himmel, sonst sind die Gnädigen nicht so besorgt um das Wohlergehen ihrer Dienerinnen! Das hatte einen anderen Grund!

Jetzt getrennte Zimmer! Huh! —

Es war die erste Stelle bei Adligen. Jede Lebensäußerung dieser in anderen Prinzipien und Anschauungen erzogenen Menschen interessierte sie und maß sie ab nach den Gewohnheiten der Bürgerlichen und Parvenüs, denen sie bis jetzt ihre Dienste gewidmet.

Man hatte ihr gesagt, als sie vor acht Tagen bei Jukuffs zur speziellen Bedienung der Braut eingestellt wurde, der Bräutigam habe zwei Jahre in ergebenster Liebe um ihre neue Herrin geworben!

Und da konnte er so ruhig und stumpf neben ihr sitzen?! So war's wohl fein und standesgemäß! Nur kein Sichgehenlassen vor fremden Blicken, alles hinter geschlossenen Türen! Aber auch hier eine Komödie nach außen. Herr Gott wie langweilig! Diese Hochgeborenen müssen ein Blut haben wie Wasserfrösche!

Nach dem kurzen Souper, das sie wortkarg einnahmen, hatte der Baron Jutta bis an die Tür des Zimmers geführt und mit einem leisen „Auf Wiedersehen!“ sich verabschiedet.

Die junge Frau schaute etliche Minuten in die Nacht hinaus. Der Lenzwind sang ein schwermütiges Notturmo, in welches das Rattern eines vorbeirasenden Schnellzuges wie ein wilder, leidenschaftlicher Wirbel klang.

Mit verschmitztem Lächeln rückte Luise den Stuhl vor den Spiegel, klapperte mit Gegenständen und hustete auffällig.

Jutta kehrte sich ins Zimmer zurück, ließ sich auf den Stuhl nieder. Die Zofe zog ihr die braunen Chevreaustiefel vom Fuß und half ihr beim Abstreifen des englischen Tailenkleides. Dann legte sie ihr den Frisiermantel um und löste das volle, schöne Haar, das in leichter Lockung über die Schultern flutete.

Luise kämmte es mit der silbernen Bürste, die das gravierte Monogramm M. und J. zeigte, und bespritzte es aus einem Flakon mit Parfüm.

„Wie belieben Frau Baronin das Haar? Soll ich's flechten? Soll ich's mit 'nem Band halten?“

Jutta hatte, tief in Gedanken versunken, mit dem Finger krause Linien auf dem Duchessejupon gezeichnet, der im Lichte wie ein wasserbenetztes Nixenkleid glänzte. Sie hob abwehrend die rechte Hand, an der allein der Ehereif funkelte.

„Nichts, nichts! Es bleibe, wie es ist! Ich bin es so gewohnt!“

„Es ist auch prachtvoll so!“ schmeichelte Luise, aber mit aufrichtiger Stimme. „Frau Baronin sehen jetzt wahrhaft wie een Engel aus. Nich wie so een rosiger, kleiner Kinderengel, sondern een großer, wie man ihn manchmal auf Kirchenbildern sieht, mit stolzem Jesicht und langen Flügeln und eenen goldenen Stab — een — een Erzengel, meine ich, ja, ja!“

Jutta verzog die Lippen und schlüpfte in das Nachtkleid. eine Komposition von Batist, Spitzen, Zwischensätzen und den Stiekkünsten einer geschickten Hand. Sie schob die glitzenden Ringe von ihrer Linken und ließ sie in eine Schale klirren. „Du kannst gehen!“ sagte sie mit fast tonloser Stimme zu dem Mädchen, das sich noch allerlei zu schaffen machte und zuletzt das gelbseidene Daunenkissen, das sie vorhin aus dem Koffer genommen hatte, auf das aufgeschlagene Bett breitete.

„Wie Wasserfröschel!“ dachte sie, nachdem sie die Tür hinter sich zu hatte, aufs neue. „Besonders er! Jeder andere hätte heute mein Amt an sich gerissen! Sie, na, sie blendete einem ja vor Blässe und zitterte, ob in Liebe oder Angst, das kann eine dumme Zofe nicht unterscheiden.“

Die junge Frau starrte an die Decke und lag regungslos. Nur ihre Finger spielten zuckend auf der flaumigen Decke, die sie hoch über die Brust gezogen hatte. Einzig der bildschöne Kopf auf dem goldfarbenen Kissen war zu sehen, und der rechte Arm, dessen Fleischton durch den spitzenreichen Aermel in rosiger Zartheit schimmerte.

Aus ihrem Gesicht war die stolze Sicherheit der Welt-dame geschwunden; es war voll Unruhe, es war nahezu verstört.

Zwei Jahre war ihr Mann, den sie nun ihren Gatten nannte, wie ein Schatten gefolgt. Zwei Jahre hatte sie ihn wie ein Spielzeug behandelt, ein Spielzeug, an dem man zum eigenen wie zum Gaudium anderer jede Laune und Verstim-mung ausläßt, ein Spielzeug, das man gleichsam im Ueber-mut malträtiert, um zu sehen, wieviel es aushält.

Er mußte sie über alle Begriffe lieben!

Sie hatte in der Minute, in der sie ihm zu verstehen gab, daß eine Werbung seinerseits jetzt ihre Einwilligung finden würde, eine Flamme in seinen sonst halbverschleierte Augen erblickt, wie sie nur ein heißes Herz versenden kann — al-lerdings ein Herz, das sich in der Gewalt hat, oder richtiger noch, ein Herz, das regiert wird von einem ungewöhnlichen Willen.

Drei Wochen war dann ein gesetzter, ein maßvoller, fast

machlos, hilflos, ganz dir preisgegeben!

Welche Wollust der Rache hast du dir entgehen lassen!“

Ein stilles Gelächter erhob sich im hintersten Winkel seines Bewußtseins und schwoll an und verzerrte ihm Mienen und Mund.

Triumph, Genugtuung, Rache — welche in Wahn! Mit den letzten Resten seines Verstandes wäre er ihr verfallen! Die letzte Spur seines männlichen Selbstbewußtseins hätte er eingebüßt! Er wäre untergegangen in dem Zauber ihrer Reize; er wäre der lächerliche Sklave geblieben, nein, ein schlimmerer geworden, der Leidiener eines schönen Weibes, den es selbst verachtete, schon weil ihn alle anderen verächtlich fanden!

Nie! Nie! — Davor wollte er sich bewahren!

Seine Vorstellung von Rache war eine andere gewesen in der Sekunde am Altar, in der sie endgültig die Seine wurde. Er wollte sich rächen, indem er ihren körperlichen Besitz verschmähte und ihre Fraueneitelkeit somit schroff verletzte. Dazu war er der Mann nicht. Vergeltung überhaupt und gerade die Vergeltung erschien ihm niedrig und gemein und boshaft.

Aber aus dieser Vorstellung war der Gedanke an Selbstrettung aufgesprossen und an die Möglichkeit eines allmählich heranblühenden Glückes mit einem Wesen, das ihm innerlich zunächst nicht gehörte. Er wollte sich das Glück schaffen! Mit allen Künsten und Kräften! Nicht so schwer, wenn sie mithalf und zu tilgen strebte, was zwischen ihnen als Hindernis lag.

Ein halbes Jahr hatte er Zeit! Dieses ausbedungene halbo Jahr! In diesen sechs Monaten würde sie einzig unter seinem Einfluß stehen, und er gedachte ihn zu nützen mit Klugheit und Bedacht. Ein halbes Jahr wollte er neben ihr hingehen, ihren Stolz stachelnd, indem er auf sein Recht verzichtete, das Recht, das einen Himmel voll Wonne in sich barg. Dadurch hoffte er, ihre Achtung zu erringen. Und es war ein Heldentum, das auch Achtung verdiente!

Jetzt fühlte er ja die Stärke zu solcher Tat. Jetzt war Jutta ihm mit allen Befugnissen zugesprochen, und er brauchte nicht zu zittern wie früher, da jeder die Hand nach ihr ausstreckte und es ihr allzeit belieben konnte, diese oder jene zu ergreifen! —

Vielleicht trübte sich in Bälde das Bild des Mannes, der sie wieder ihren Willen anzog, die Erinnerung daran zerfloß im neuen Leben, im Drang neuer Empfindungen!

Vielleicht lernte sie ihn bald lieben! —

Lieben! — Ueber sein zerwühltes Gesicht glitt der Schein einer süßen Schwäche. Abwehrend warf er die Hände hoch. Und kehrte er nicht als ihr Geliebter zurück, so auch nicht mehr als ihr Vasall!

Er sprang auf — alles straffte sich an ihm. Der Schritt war getan, die Wunde blutete. Mochte sie glücklich verheilen, auf beiden Seiten. —

Am Morgen um die befohlene Stunde klopfte Luise leise an die Zimmertür ihrer Herrin. Nichts rührte sich. Sie klopfte wieder und wieder; der Knöchel tat ihr schon weh. Da endlich eine farblose Stimme, die sie rief.

Als sie eintrat, stand die Baronin im leichtesten Negligé am offenen Fenster, durch das die zärtlich-flüsternden Stimmen eines schönen Lenzmorgens schwebten.

Die Zofe erschrak über die Blässe und Starrheit der Gnädigen.

„Ist es Zeit? Dann bringen Sie mir das Frühstück hierher!“

Mit diskretem Schweigen hantierte Luise, ließ aber desto indiskretere Blicke durch das Zimmer, über die junge Frau, über das verlassene Lager schweifen.

Von dem reichlichen Imbiß auf Silber und Porzellan genoß Jutta einen Schluck und einen Bissen.

Dann machte sie Toilette. Luise überschlich ein beklomme-

nes Gefühl dabei. Der sonst so geschmeidige Körper schien steif; die zartgerundeten Arme waren ohne Kraft und fielen nieder, wenn sie sie losließ. Das engelschöne Gesicht sah fahl und verfallen aus; der Glanz der Augen war verblichen; wenn sie sich auf sie richteten, hatte sie gar nicht das Empfinden, als ob sie angeblickt würde; die Stimme klang in einem Ton, ohne Höhe und Tiefe, ohne Fülle und Wohlklang.

Es war Jutta gleichgültig, wie die Zofe ihren Anzug vollendete, nur zum Schlusse band sie sich selbst den langen, silberigen Kreppschleier so dicht übers Antlitz, daß man nur die Konturen ahnen konnte.

Luise schüttelte den Kopf. Dieser junge Ehegatte mit der vornehmen, scheinheiligen Ruhe war heimlicherweise ein Barbar oder sonst ein Scheusal. —

Die schmale Gestalt leicht nach vorn geneigt, trat Jutta ihrem Mann im Speisesaal gegenüber, wo er allein gefrühstückt hatte. Er begrüßte sie sehr artig, mit zartestem Respekt, mit galantester Eile und einem leeren Lächeln, das ihm die Nähe des Hotelers aufzwang, aber nicht mehr mit der devoten Hingebung von einst, nicht mehr mit der konventionellen Zärtlichkeit der Brautzeit. Die Hoheit eines unumstößlichen Vorsatzes und die Wärme einer schönen Hoffnung, die in Liebe wurzelte und in Liebe gipfelte, leiteten ihn.

Sie blieb stumm und bewegte kaum das Haupt.

Er versuchte einen Zug ihres Gesichtes zu erspähen, allein der glänzende Seidenschein des Schleiers blendete ihn. Seinen angebotenen Arm nahm sie mit den Fingerspitzen, weil die Blicke der Hausdienerschaft, die Queue machte, auf ihnen hafteten.

Schweigsam gingen sie die Treppen hinunter und bestiegen ihr elegantes Gefährt, das staubrein, mit spiegelblinkenden Fenstern und tadellos gewaschenen Rädern vor ihnen stand. Der Dampf strömte in die Kolben — die Räder drehten sich.

Unter dem lichten Frühlingshimmel, in dessen vertiefter Bläue sanft und lieblich weiße Wolkenschiffe schwammen, sauste der Selbstfahrer dem Brenner zu.

* * *

Acht Tage später fuhren sie in die alte Königsstadt Florenz ein — in die Kunststadt Florenz, in das Athen Italiens, mit seinen weltberühmten Kirchen und Palästen, herrlichen Skulpturen und Gemälden und dem feenschönen gotischen Dom aus weißem, schwarzem und rotem Marmor — in die Blumenstadt Florenz, die mit ihren zwischen den Höhen des Apennin wohnenden lauen Lüften und den aufsteigenden Dünsten des Arno wie kein anderer Ort Blumen erzeugt — in die Stadt der wilden Rosen, die in der Umgebung millionenhaft blühen und die Landschaft mit süßestem Duft sättigen, und in deren Büschen Hunderte von Nachtigallen nisten und das Lied der Sehnsucht und Liebe schluchzen und jubeln — in „la bella Firenze“, wie sie der einheimische nennt, diese interessanteste und reinlichste Stadt Italiens, die zwischen weich und wellig verfließenden Bergen in das zarte Arnotal, in einen weiten Gau voll Frieden gebettet ist.

In diesen drei Wochen war Jutta recht ungleichmäßiger Stimmung gewesen. Nicht ganz so hochmütig, nicht ganz so gereizt und gekränkt als Weib, nicht ganz so vornehm gleichgültig, nicht ganz so oberflächlich harmlos, oder wie immer er es nach der seltsamen Hochzeitsnacht erwartet hatte. Und dennoch alles das — schwankend, unmotiviert wechselnd, bald matt, bald stärker.

Sie war unsicher und fand nicht den richtigen Ton gegen ihren Gatten, der für die Länge beizubehalten gewesen wäre. Von Verschlossenheit verfiel sie in Gesprächigkeit, von Unfreundlichkeit in Liebenswürdigkeit, von Traurigkeit in Heiterkeit, von Ruhe und Würde in Unrast und Nervosität.

Morf der voll warmer, ernster, ritterlicher Güte mit ihr

HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721

Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 — S. Paulo

Telephon 1721

Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag
Bad — Elektrisches Licht — Billard.

João Heinrich.

verkehrte, lächelte für sich und war im stillen glücklich, daß sie auf sein Verhalten kein dramatisches Verhältnis aufgebaut hatte. Er glaubte, ihr Wesen zu begreifen. Sie war entthront, konnte in der veränderten und wahrhaft eigentümlichen Situation nicht sogleich zurechtkommen und tastete nach einem festen Standpunkt.

Daß er um den Zustand ihres Inneren wußte, daß sie die gewohnte Herrschaft über ihn nicht mehr hatte, daß er seine Männlichkeit wahrte und seine Manneswürde wiedergefunden hatte, mochte sie in Verwirrung gebracht haben. Wie schwer dieses Wissen und Wahren und Festhalten ihm wurde, ach, das ahnte sie ja nicht!

Den ersten Nachmittag unternahmen sie die anstrengende Besichtigung der Kirche Santa Croce, des Pantheons von Florenz, mit den Denkmälern Michelangelos, Galileis, Dantes, Rossinis und anderer großer Männer. Müde vom Schauen, traten sie auf die sonnenüberschienenen Piazza hinaus, betrachteten die hier aufgestellte Statue Dantes, der in der römischen Toga mit dem Lorbeerkranz auf dem Haupte so recht als Dichterimperator dasteht; sie belustigten sich an der Gruppe schwarzgelockter Knaben, die zu Füßen des Standbildes, von einer Mundharmonika begleitet, eine feurige Tarantella tanzten, was sich trotz der schmutzigen Gesichter und zerlumpten Kleider, die sich im göttlichen Italien nicht schlapig, sondern malerisch ausnehmen, wie eine reizende Huldigung des Dichters ansah.

Dann speisten sie auf der Terrasse eines Gartenrestaurants, wo eine echte Zigeunerkapelle spielte, zu Abend. Und wie sie spielte! Wo nur Zigeuner zu fiedeln verstehen! Das kann ihnen der beste Künstler nicht gleichtun. Es wird jeder Ton ein Funke, jeder Akkord eine Flamme, jede Weise ein Brand. Das Elixier eines unbezwinglichen Feuers flößen sie ins Blut.

Die Stimmung ringsum war auch eine angefeuerte. Zwischen den Efeuwänden, Feigen- und Lorbeergebüsch atmete jedermann mit erhöhter Lebenskraft, sprach mehr, lachte lauter, blickte heller, aß und trank mit gesteigerter Lust, genoß die Stunde mit Freude.

Morf und Jutta allein saßen sich steif gegenüber und verzehrten auf den weißen, blanken Porzellantellern mit silbernen Gabeln und Messern ein erstklassiges Souper, das aber beiden schlechter mundete als den Lazzaronis, die als Zaungäste unweit von ihnen kampierten, das harte Brot und der dürre Käse.

Die Musik schien sie nicht zu rühren, auch nicht der frohe Tumult um sie oder der blutrote Wein. Der zwischen ihnen übliche Ton wirkte in dieser Umgebung eiskalt, das Herz zusammenziehend.

In ihrer Nähe hatte ein junges Paar sich niedergelassen, an einem Tischchen, eng in die Ecke gedrückt, von Pflanzen umkleidet. Die neufunkelnden Goldreife an den Händen verrieten gleichfalls Hochzeitsreisende.

Er war ein simpler, junger, gebildeter Mann, blond und nett, wie man Tausende an einem Tage sieht; ihr trunkener Blick gestand, daß sie einen Apollo in ihm sah an Gestalt und Geist; sie eine allerliebste Brünnette, nicht schön nicht klug, nichts Besonderes, aber in seinen Augen lohte so viel huldigende Entzückung, daß die Göttin der Schönheit befriedigt

gewesen wäre.

Welch ein Unterschied der Paare!

An jenem Tisch saß noch Amor, der Schelm!

Sie schmachteten sich mit zärtlichen Blicken an, solange ihr Nachtmahl währte; sie tranken sich zu mit sprechenden Mienen; sie rückten zusammen, daß keine Fliege zwischen ihnen durchgefunden hätte; sie drückten sich die Hände; die Frau schmiegte ihr Gesicht an seine Brust, und der Mann legte verklärt seine Wange auf ihr Haar.

Dann riß er sie plötzlich an sich, preßte sie mit beiden Armen und küßte sie, und sie küßte ihn, und so wechselten sie, lautlos, brennend, stürmisch und endlich bleiben sie vereint in einem endlosen Kusse, mit geschlossenen Augen. Hingebung zeigte jede Linie der Körper; Verzückung strahlten sie wider; Glückseligkeit lag über den glühenden Gesichtern. Der Liebesgott malte eine Aureole um das versunkene Paar.

„Ekelhaft!“ stieß Jutta heraus und schnellte in die Höhe. Das neidbleiche Antlitz ihr zuwendend, faßte Morf sie am Arm und zwang sie sacht, sich wieder zu setzen.

„Beruhige dich und sei nicht ungerecht! Die Leutchen wählen sich in dem grünen Winkel völlig ungesehen, und die wilden Zigeunerklänge machen ihre Herzen überschäumen!“

„Es ist mir widerwärtig, sie anzuschauen!“

„Drehe ihnen den Rücken, Jutta! Ach, urteile nicht zu schroff! Glückliche Menschen zu sehen sollte uns eigentlich nicht mit Neid — fahre nicht auf, es ist nicht anzüglich gemeint — und nicht mit Abscheu erfüllen, sondern mit Genugtuung und Freude, denn sie beweisen, daß das Glück keine Schimäre ist! Es gibt so wenig wirklich Glückliche: die Kinder in ihrer seeligen Unwissenheit, die sie das Leben als eine Zeit ohne Ende betrachten läßt, in der jeder Tag schöner und lustreicher sein wird für sie; die Kinder, die da glauben, daß sie nur zu wachsen brauchen, um nach den Früchten zu greifen, nach denen sich Millionen Erwachsene vergebens müde und zu Tode gerungen haben — die Liebenden in ihrer wonneholden Unbekümmertheit gegenüber allem, was außer ihrer Liebe ist, von der sie erwarten, daß sie ewig währt und stärker ist als Not, stärker als Krankheit und mächtiger als jede andere Macht — die mit dem Geiste, dem Bewußtsein Genießenden, die Verstehenden, die Begeisterten, die alle um den heiligen Gral der Kunst geschart sind und in Höhen schauen, die vielen verschlossen sind, und Stimmen hören, die viele nicht hören, und Wonnen empfinden, die ganz rein sind von Selbstsucht und irdischem Behagen, dieses Glück schon ein Reflexglück, nicht ganz echt und doch groß und dauerhaft! — Alles übrige dünkt mir entweder tierisches Behagen oder Wahn!“

Es war das erstemal, daß Morf aus seiner Tiefe gab, und Jutta, die Weltdame, diesen Ton ungewohnt von dem Manne, dem sie lachend Schirm und Fächer und seidene Tücher auf gepackt und der sich stumm von ihr mißbrauchen ließ, nahm die Augen nicht von ihm, so daß seine Stirn sich allgemach mit Röte überzog.

„Aber wir können gehen!“ sprach er verlegen nach einer Pause.

Sie nickte und erhob sich.

Sie schritten an den Verliebten vorbei, die in tadelloser

Haltung dasaßen und mit neugierigen Blicken auf das distinguierte Paar sahen, auf die schlank gewachsene Dame mit dem wunderschönen, blassen und gequälten Gesicht, auf den hochgestaltigen Mann, dessen etwas scharfen Zügen der Adel geistiger Erlebnisse aufgedrückt war.

Am nächsten Morgen traten der Baron und seine Gattin Seite an Seite aus dem Grand Hotel Washington.

Der Himmel war blau und durchsichtig, wie nur der italische Himmel sein kann, die Luft so klar und wonnig, wie sie einzig im Maien ist, die Sonne leuchtete glänzend, wie allein die Frühlingssonne leuchtet.

Es war Donnerstag und von 10 bis 12 Uhr der übliche Blumenmarkt, jetzt auf der höchsten Höhe, denn die Tage der zierlichen Primeln und der lockersitzenden Anemonen der empfindsamen Narzissen und duftsendenden Veilchen, die Tage der hinreißend lieblichen Blütenreiser das Mandel- und Pfirsichbaumes, kaum angeglüht von Rosenfarbe, die Tage dieser zarten Augenweiden waren vorüber. Die Natur hatte mehr Kraft, mehr Macht, mehr Willen, und es gab sich kund in ihren Erzeugnissen.

Jutta trug eine Toilette, die vollkommen diesem strahlenden Tag entsprach. Sie war ganz weiß, und Licht und Schatten spielten auf einem blaßblauen Unterkleide. Das ganze Kleid war aus weicher, fließender Seide, die jeder Luftzug blähte und jeder Lichtstrahl aufschillern ließ. Von Seiden, wie dünnes Perlmutter flimmerte der Stoff über Hals und Büste, wo sich mit dem weißen Seidenglanz und dem bläulichen Grunde die rosige Hautfarbe mischte. Ein offener Mantel aus Elfenbeintuch, der seine Pariser Herkunft in Form und deliziöser Ausstattung anzeigte, deckte den lenzlichen Anzug wie ein leichtes Gewölk. Der Hut auf dem modern gebauschten Haar, eine Schute aus elegantem Reisstroh, mit einem Veilchenkranz oben und einer Veilchenfüllung innen, krönte aufs holdeste das Gesicht; ein weißer Schleierflügel knüpfte sich ums Kinn und hing über die Schulter.

Morf begrüßte so viel Schönheit in so schöner Rahmung mit stiller, doch intensiver Bewunderung. Er ging stolz neben seiner Gattin, der die Augen der Männer und Frauen und Mädchen nachfolgten, deren Anblick in die Mienen der ihnen begenenden und am losen Flaus und kühn geformten und kühn gesetzten Hut leicht erkennbaren Maler die Begierde pflanzte.

Er ging mit ihr an den breiten Steinbänken der Palazzi Riccardi und Strozzi hin, die mit dicken, rötlichen und lilableichen und schneeweißen Fließerrispen, mit lichtblauen schweren Glyzinendolden, mit bunten, steifen Hyazinthen besetzt waren. Er führte sie an den Schauläden und Ständen vorbei, die strotzten von Blumen und Blüten jeder Art, jeder Größe, jeder Farbe. Straßenweit wogten die Düfte.

Er wandelte mit ihr in der prächtigen Säulenhalle des Mercato Nuovo, die Jahrhunderte gesehen hat, schöne und häßliche, glückliche und unglückliche Menschen, die spurlos entschwunden sind, die von der Erde, die sie gegeben hat, wieder aufgenommen und verwandelt wurden in ein wesenloses Nichts, indessen das alte Bauwerk in gleicher Pracht steht.

In diesem hochgewölbten Viereck mit dem Wald von Säulen, mit den statuengefüllten Nischen, vorbei an dem bronzenen Eber, schritten sie, und er ließ die Augen gleich ihr voll Trunkenheit über den wohlriechenden, leuchtenden, fröhlichen, die feinen und groben Sinne bestechenden, die weichen Herzen berausenden Pflanzenflor gleiten — über die hochwüchsigen Kamelien mit ihrer schönen Belaubung und den wächsernen Blüten; über die Azaleen, die in Gelb und Rot alle Nuancen erschöpften; über die Orangenbäume, die im Blätterwerk die großen, goldenen Hesperiden trugen und an den Astspitzen die kleinen, duftsüßen Blüten; über die Korbe mit Nelken, die ihres Farbenfeuers und scharfen Duftes willen berühmt sind; über die Körbe mit Violett,

die wie winzige, neugierige Blumengesichter aneinander lehnten, weiße, gleich Albinos, mit gelben, matten Augen, braune, gleich Mohren mit samtener Haut. Ueber die Bündel Schwertlilien, die alle phantastereichen, alle romantischen Menschen anziehen.

Und vor allem über die Rosen!

Rosen! Rosen! Ein Meer von Rosen! Die schlichte Wild- und Kletterrose und die Stammrose des Gartens, die Zentifolie mit ihren edelsten Abkömmlingen, mit ihren adligen Anverwandten, mit ihren exotischen Schwestern.

Zwischen dieser Herrlichkeit die Menschenwellen! Besonders die Jugend, blumenbeladen, blumenkaufend, blumentauschend, flirtend, kokettierend. Die Florenzer Damen und Damen der amerikanischen Kolonie. Die galanten Herren haben hier ihr Stelldichein, und über alle hin schallen die schmeichelnden und poetischen Rufe der alten und häßlichen, der jungen und hübschen Verkäuferinnen: „Voulez la primavera? — Wollen Sie den Frühling?“

Ein Stutzer, sehr elegant, mit goldbeknaufem Spazierstockchen, mit dem runden Hüthen der Tagesmode auf dem gelockten, schwarzen Harpelz, mit den dunklen, südlichen Augen, die bei der Armut so ergreifend schön sind und bei Personen aus der Lebewelt so unaussprechlich frech sein können, umkreiste Jutta seit einer Weile. Er überreichte ihr einige Orchideen in dem Moment, als Morf bei einer Händlerin stand, um Blumen zu wählen, was er nicht so einfach nahm, denn sie sollten die Schönheit Juttas vollenden.

„Der Frühling läßt Sie grüßen, schöne Dame!“ sprach der Fremde mit mehr Zudringlichkeit als Huldigung in Französisch.

Jutta nahm die Gabe mit zerstreutem Lächeln, ohne aufzuschauen, entgegen, halb in Gedanken, halb, weil sie sah, das ringsum geschenkt und genommen wurde.

Als ihr Gatte sich wieder zu ihr gesellte, bemerkte er den mit einem lüsternen Blick zurücktretenden Herrn und die Blumen in der Hand seiner Frau.

„Wie kannst du, Jutta? Sie sind noch dazu eine Geschmacklosigkeit zu deiner Toilette!“ tadelte er sie flüsternd mit kalter Eifersucht.

„Soll ich sie weggeben?“ fragte sie sanft.

Rasch zog er sie ihr aus den Fingern und warf sie zu Boden. „Du sollst ebenso kostbare haben! Folge mir!“

Nach zwei Schritten trennte Jutta eine Menschenwoge von Morf, ohne daß er es merkte.

Er kaufte einen Strauß der teuersten Gardenien, drehte sich, um ihn der Empfängerin zu überreichen, und sah den schwarzgeäugten Florenzer Pflastergänger vor sich.

„Monsieur,“ redete ihn der an, sich auch jetzt der französischen Sprache bedienend, „wie können Sie die Dreistigkeit haben, einer Dame, mit welcher zu gehen Sie das unverdiente Glück genießen und die ich zu beschenken beliebte, die zarte Gabe grob zu entreißen?! Es ist überall erlaubt, der Schönheit zu huldigen!“

„Die Dame ist meine Frau!“

Er lächelte zynisch. „Das kann jeder sagen!“

„Mein Herr!“

„Seit einer halben Stunde habe ich Sie beobachtet: Für einen jungen Ehemann sind Sie zu wenig zärtlich; für einen, der die süße Bürde länger trägt, zu wenig gleichgültig! Ihre verborgene Aufregung und stille Bewunderung sagt mir, die Dame ist Ihre Geliebte — heute, — morgen — vielleicht die meine“ —

„Goujat!“

Der runde Modehut flog über die Köpfe hin. Morf hatte zu hoch gezielt, seine Hand nur das dicke, parfümierte Gelock getroffen.

Mit verbissenen Mienen standen sich die Herren gegenüber, der eine fahlgrau, der andere zitronengelb.

Der junge Florentiner holte aus einer wappengeschmückten Briefftasche seine Karte; der Baron reichte ihm die seine, nachdem er mit Bleistift das Hotel angegeben.

Sie trennten sich schweigend und ohne Gruß.

Morf schaute nach Jutta um. Rings neugierige, gaffende, grinsende, erschrockene Gesichter, lauter fremde Gesichter. Erst war's ihm lieb, dann wurde er unruhig.

Er drängte sich durch die Menge und suchte nach dem Veilchenhut seiner Gattin. Da und dort sah er elegante, blühende, selbstbewußte Amerikanerinnen, die fast kopfhoch die Italienerinnen überragten, Jutta nicht. Eine halbe Stunde lang schob und zwängte und drückte er sich durch die Massen ohne Ergebnis. Von den abenteuerlichsten Vorstellungen gepeinigt, warf er sich in eine Carozza und fuhr nach dem Hotel.

Vor dem Eingang traf er mit dem blonden, netten Herrn von gestern abend aus dem Gartenrestaurant zusammen. Der trat an ihn heran und stellte sich vor: „Doktor Friedrich Elze aus Dresden. — Ihre Frau Gemahlin wurde in der mit penetrantem Blumenduft angefüllten Halle von einer Ohnmacht befallen. Ich war in der Nähe — ich bin Arzt und stand ihr bei. Sie erholte sich bald wieder. Wir brachten sie ins Hotel, und ich redete ihr zu, für heute das Bett zu hüten. Meine Lotte ist bei ihr. Ich ging eben, um mich auf den Wunsch der Frau Baronin nach Ihnen umzusehen!“

Morf streckte, erleichtert aufatmend, dem jungen Manne, der ihm gestern schon sympathisch gewesen war, mit warmem Dank die Hände hin.

„Aber es ist nichts schlimmes?“

„Ganz gewiß nicht! Nichts Auffälliges bei der Luft! Die Gnädigste befindet sich auch bereits wieder ziemlich frisch!“

Der Baron nahm je drei Stufen auf einmal.

Seine Blässe war kaum minder als die Juttas, nur nicht so zart und durchsichtig; doch sie blieb ihm, während die junge Frau erglühte, als er an ihr Lager geeilt kam.

Jutta sah verändert aus. Ein schreckhafter Zug um den Mund nahm ihr den süßen Reiz von sonst. Sie griff müde nach den Blumen, die er auf ihre Decke legte, und die den ganzen Raum mit feinem Wohlgeruch anfüllten, und schloß die Augen. Doktor Elze zog ihr zart den Strauß weg, und die Herren gingen hinaus. Sie sollte ruhen.

Das Duell am nächsten Morgen mit dem Conte Starlanzza verlief glücklicherweise harmlos. Ob Absicht oder Zufall an diesem Resultat schuld waren, ließ sich schwer ergründen. Jedenfalls war es ein angenehmes Resultat, verursacht durch die leichten Bedingungen von seiten des Conte auf die Absicht eines Renomierduells schließen ließen. Morf hatte keine Interesse gehabt, dem frechen Jungen schärfer auf die Zehen treten.

Er blieb unverletzt. Der hitzige, handelsuchende Florentiner erhielt einen Streifschuß am linken Arm, mit dem er eine Zeitlang kokettieren konnte.

Doktor Elze hatte dem Baron einen weiteren wertvollen Dienst geleistet, den des Sekundanten. In Dankbarkeit bot er ihm an, solange es ihm Freude mache, mit Frau Lotte sein Gast und Fahrgenosse nach dem tieferen Süden zu sein.

Elze mußte es bedauernd ablehnen. Die Pflicht rufe ihn nach Hause.

Morf zog einen schönen Brillantring vom Finger und reichte ihm den jungen Mann als Geschenk. Auch den schlug der Doktor aus. So viel sei er Kavalier trotz seines bürgerlichen Berufes, daß er sich solche Dienste nicht lohnen lasse!

Der Baron wurde verlegen. „Aber, bester Doktor, ich kann doch nicht Ihr Schuldner bleiben! Das geht doch nicht! Sie sind auch zu sensibel!“

Auf der anderen Seite ein Schulterzucken.

„Aber halt, da habe ich einen trefflichen Einfall! Mein



Wir sind alle von ihr entzückt, Groß wie Klein, und wenn sie auf den Tisch kommt, fällt die ganze Gesellschaft darüber her, als hätte sie seit 8 Tagen nichts mehr zu essen bekommen. Interessiert es Dich, liebe Leserin, zu erfahren, wer „sie“ eigentlich ist? Es ist Knorr's Erbswurstsuppe, die in jeder Familie ihre aufrichtigen Verehrer besitzt, weil sie ebenso pikant wie schmackhaft, ebenso gesund wie nahrhaft ist!

junger Freund, Sie werden ab Oktober, zu welchen Termin wir erst nach Dresden zurückkehren, mein Hausarzt! Ist's so recht?“

Elze strahlte. „Das ist eine Huld, Herr Baron, die zu verdienen mein höchstes Streben sein wird!“

Schon in den nächsten Tagen redete Wolfram zu Jutta unter allerlei Vorwänden von einer Abreise aus Florenz. Er hatte vorher von einem Monat Aufenthalt gesprochen. Der Gedanke an ein Begegnen mit dem Laffen, mit dem er sich duelliert hatte, war ihm jedoch überaus peinvoll. Eine neue Belästigung Juttas, die von dem Vorfall keine Ahnung hatte, und ein neuer Handel mit ihm selbst waren nicht ausgeschlossen.

Jutta sagte zu allem ja. Sie fragte nichts, sie wünschte nichts. Sie war so still und teilnahmslos, daß er den Arzt, der zur Verabschiedung mit seiner Lotte gekommen war, noch auf die Seite zog, ehe sie das Automobil bestieg.

„Bester Doktor, sollte von dem Ohnmachtsanfall meiner Frau etwas zurückgeblieben sein? Ist es etwa Torheit zu reisen? Ihre Mattigkeit, ihre Blässe, ihre tiefe Verstimmung“ . . .

Elze lächelte schelmisch. „Herr Baron, ein ganz nartürlicher Zustand bei einer jungen Ehefrau! Sie dürfen ohne Sorge sein! Ich denke, Sie dürfen sich im Gegenteil freuen.“ . . .

Morf gab ihm die Hand und nickte. Aber er hielt von dieser Minute ab nicht viel von dem Können und Wissen seines neu engagierten Hausarztes.

* * *

Venedig, für die Allgemeinheit ein Schönheitsbegriff, der schier banal geworden ist; für den einzelnen, der es mit offener Seele aufsucht, immer wieder ein Stück überwältigender Poesie, ein Stück eigenster, in seiner Vergänglichkeit unvergänglicher Schönheit, in der man untertauchen möchte, um sie ganz genießen zu können. Für Liebende — und darum kommen sie so gern hierher — eine traute, versteckte, weltferne Insel, auf der ihre heimlichen Zärtlichkeiten reicher keimen und süßer munden und ungestörter getauscht werden. Für solche, die freien, frohen Herzens herreisen, ein Ort, wo sie Schauer über Schauer überkommt, aus denen die Sehnsucht nach schäumenden Leben, weil in diesem Schauern ein Bangen liegt, das beklemmende Bangen vor der Ewigkeit. Und für andere, die ein langsames, ein leicht verwundbares und schwer heilendes Gemüt in sich tragen oder gar das Mal eines Grames an der Seele, eine Stätte, wo sie sterben

nüchtern, um in einer der lautlos ziehenden Gondeln mit Trauerschleppe hinübergefahren zu werden zur Friedhofsinsel San Michele, wo den großen Schlaf ohne Traum auch das Singen, Seufzen und Brüllen des Meeres nicht mehr stören kann.

Auf alle hat es mächtigen Eindruck. Vor allen zerreißt beim Eintritt in diese Stadt, von der Goethe sagt, daß sie nur mit sich selbst verglichen werden kann, das Spinnennetz des alltäglichen Denkens und Fühlens und Trachtens. Eine seltene, eine neue Saite tönt an; die Hemmung des Gewohnten löst eine ungewöhnliche, schwingende, höhere Stimmung aus.

Baron Morf und seine Frau waren morgens ohne Dienerschaft, denn sie gedachten nur bis zum Abend dazubleiben, mit der Bahn von Padua herübergefahren. Nicht Venedigs halber. Sie wollten die internationale Kunstausstellung in den „Giardini Pubblici“ genießen. Beide hatten die Inselstadt mit dem Raffinement moderner Reisekünste früher mehrmals besucht und kannten ihre Schätze und Absonderlichkeiten wie jeden Ton und jede Note einer oft gehörten Oper.

Aber so, wie es sein mag, daß ein viertes Mal ein solches Musikwerk eine Empfindung hervorruft, die beim ersten und zweiten und dritten Anhören nicht wach wurde, daß wir plötzlich auf Klänge reagieren, die uns erst kühl gelassen haben, innerer oder äußerer Umstände halber, so wirkte Venedig diesmal auf Morf anders wie bisher.

Die ganze, dunkle, geheimnisvolle Seele des ernstscheidenden und dennoch stumm-redenden Ortes tat sich ihm auf. Nicht das Sichtbare nahm ihn in Bann, aber auch nicht der mystische Hauch seiner grandiosen Vergangenheit, den die alten Palazzi und das alte Gemäuer aushauchten.

Es war, als ob ihm alle Lebensmächte, die über diesen toten Wassern im Laufe der Jahrhunderte gezittert, vor und nach Othellos und Desdemonas Inbrunst und Liebesmarter und Lucrezia Borgias Lieben und Leiden, alle Seufzer der unglücklich Verliebten, alle Sehnsüchte der Getrennten, alle Glut der sich glücklich Besitzenden, die aus den verschiedensten Ländern nach der wunderschönen Insel wallfahrten, entgegenatmeten und ihn betäubten und sich in ihm einmischten.

Sie waren vom Bahnhof weg die Schlangenstraße des Kanals in einer geschlossenen Gondel gefahren, weil dünner Regen fiel. War es die nahe Berührung mit Jutta in dem engen Gondelhäuschen gewesen, die den seltsamen Tag heraufbeschwor?

Zusammengedrängt in dem engen Kasten, in dessen schwarzen Tuchpolstern das Parfüm einer fremden, uralten Zeit zu haften schien, und dessen schwarze, geschnitzte Wände von weißen Dogaressenfiguren redeten, die im Spiel darübergestrichen haben mocht, und die nun längst vermodert waren. Hatten nicht mehr den öden Buckel des Chauffeurs vor sich, nicht mehr das Profil der Zofe, die späterhin den Platz neben jenem einnahm, doch mit dem Augenstern im Winkel rückwärts durchs Fenster nach ihnen schielte.

Da vollzog sich der Umschlag seiner Stimmung, die seit Kufstein eine bewußte, überlegte, zielsichere gewesen war. Sein Blut machte ihm einen Streich. Es floß ihm durch die Adern wie glühende Lava.

Wenn er Jutta ansah, sein Weib seit Wochen, sein jungfräuliches Weib, bebte sein Herz und sein Körper.

In der Ausstellung faßte er nichts als ein Farben- und Formenchaos; und wenn er sich anstrengte und zurücktrat, um ein Gemälde zu betrachten, war es das kleine, leichtgerötete Ohr Juttas, an dem sein Blick hängen blieb, oder ihr Nacken, der wie von Bildhauerhänden gebildet aussah, so weiß unter dem dunklen Haar, so schmal und lieblich geschwungen.

Es kribbelten ihm die Finger, die Spitzenstola vollends

herunterzureißen und diesen Nacken zu küssen, bis er in Feuer brannte.

Mit fast unartiger Eile rannte er durch die Säle. Lief voran lief zurück, um Jutta zu erwarten, die mit Gelassenheit von Bild zu Bild ging. Bemerkte er das Augenpaar eines Mannes mit bewunderndem Ausdruck auf sie gerichtet, war er imstande, sie mitten im Beschauen zu stören und darauf zu bestehen, daß sie mit ihm den Raum verließ und den nächsten aufsuchte, wo sich nach fünf Minuten das gleiche wiederholte.

Sie folgte ihm mit Gleichgültigkeit. Gleichgültig war die Art, wie sie den Fuß hob und vorwärtsschritt, gleichgültig jede Handbewegung, jede Schulterwendung; in der bleichen Starrheit ihres Gesichtes lebten nur groß und unruhig und verwirrt die Augen. Als hätte eine leichte Lähmung diese biegsame Frauengestalt betroffen und bloß die Augen wären verschont geblieben; in ihnen flackerte das Grauen über die eingetretene Hemmung.

Das Paar war mit der Ausstellung auf solche Art in einem kleinen Stündchen fertig und schlenderte schweigend im Freien am Ufer auf und ab.

Ein Gondolier bot ihnen sein Fahrzeug an, das schon sommerlich mit einem Zeltdach gedeckt war. Sie stiegen ein, ohne Worte. Morf ließ sich wie in plötzlicher Erschöpfung auf den Sitz fallen.

„Wohin befehlen Exzellenza?“

Der Baron wies stumm auf seine Gattin. Wie sie die Lider über die Augen sinken ließ, das war Antwort genug.

„M' é tutto eguale! Es ist mir gleich! Fahr' zu!“ sagto er schlaff.

Mit der eigenartigen Grazie der venezianischen Fischer, in der noch die Würde der glänzenden Vergangenheit dieser Stadt und dieses Geschlechtes steckt, handhabte der schlanke Führer, hoch auf dem Heck stehend, das eine lange Ruder. Er schlug es lautlos rechts und ebenso lautlos links in die Flut, von Zeit zu Zeit die Stille des Dahingleitens mit dem langgedehnten, klangdunklen Anruf unterbrechend, wenn eine andere Barke die Bahn kreuzte oder ihnen begegnete.

„Kein Hochzeits- und kein Liebespaar!“ kalkulierte er pffiffig. „Aber eines, das sich langweilt! Auch da blüht mein Wein!“

Er führte die Gondel nach den verschiedensten Punkten, nannte den Insassen Paläste und Kirchen, schnurrte in dem Kauderwelsch von drei Sprachen ihre Geschichte herunter, mehr ein sprachliches Akrobatstückchen als verständlich und lehrsam, und machte sich nichts daraus, daß er weder eine Antwort noch eine Frage vernahm. Wenn nur der Zeiger seiner Uhr, die er nachlässig in der Hosentasche hatte, lustig weiterhüpfte und er eine und wieder eine Lira mehr ergatterte. In der Osteria in seiner Calc schenkte ein Mädchen den Chianti, das war rotlippig und schwellend und putzte sich gern.

Wolfram von Morf brütete. Er fand seinen Heroismus, in dem sich Rache für die schlechte Behandlung, Gier und Berechnung, Juttas Liebe zu erringen, und Trieb zur Selbstrettung kraus vermengte, heute verkehrt, wahnwitzig, blödsinnig.

Er mußte Juttas Stolz und Eitelkeit tödlich verletzt haben! In den ersten Wochen war sie noch schwankend gewesen, weil vielleicht hoffend, daß sie heute oder morgen dennoch Macht über ihn gewann. Jetzt existierte er kaum mehr für sie. Sie verzieh ihm wohl nie mehr. Indem er eine Sprosse zum Glück zu bauen gedachte, riß er einen Abgrund auf. Und wie leicht wäre es gewesen, wie leicht. —

Er seufzte. Der feine Veilchenhauch, der von seiner Frau herwehte, drückte ihn im Hals, drückte auf seine Brust. Man hörte, wie er atmete, heftig, kurz, stoßend.

Die Wimpern Juttas hoben sich. Mit Bewunderung stahl



Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter. — Tägliche Erzeugung 350 Dtdz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken:

A. KRUPP



BERNDORF



080  BM

für Alpaca-Silber I

für Alpaca Silber II

für Alpaca

sich ihr Blick mehrmals zu ihm. Seine Unruhe fiel ihr auf und war ihr unverständlich, nachdem er sich in den verflossenen Wochen so fest und sicher, ganz als besonnener, zielbewußter Mann gezeigt hatte.

Im Morgenzauber dieser Fahrt überstrich ihr Gesicht langsam eine matte Weichheit; ein verlorenes Lächeln nahm dem blassen Mund die gepreßte Linie.

Eino solche Fahrt in dem langen, schmalen Boot mit dem seltsam geformten, mattsilbernen Schiffsschnabel, durch die melancholische Wunderstadt, an dem steinernen Spitzengewebe des Dogenpalastes und der Libreria vorüber, unter dem weißen Marmorbogen der Rialtobrücke durch, die von der Phantasie so leicht bevölkert wird mit Nobili in rotseidenen Schleppkleidern und blonden Lockenperücken, weckt alle weichen, zitternden Instinkte im menschlichen Herzen.

In einer Gondel kann man nur träumen von Liebe oder sonst einer süßen Erfüllung. Der Himmel scheint nahe.

Jutta zitierte sich leise einen Sprachwitzschen Vers, den sie im Gedächtnis hatte:

„Und weißt du, was 'ne Gondel ist,
Und wie sich's drinnen wiegt?
Ein Ding, das kaum die Woge küßt,
Wenn's zierlich drüber fliegt!
Sie schwebt so gleich, du ruhst so weich,
Der Aether liegt im Meer,
Du denkst, du schwimmst im Himmelreich,
Die Sterne um dich her!“

Etwas überraschend setzte ein alter Mann, wie sie an allen Landungsplätzen, dienstfrig und hungrig auf einige

Soldi, stehen, den Haken an und war willens, das Fahrzeug heranzuziehen.

Der Gondolier grinste und machte eine fragende Gebärde. Man war vor dem Palaste Favenza, der eine Fabrik von Kunstmöbeln und Glasgegenständen umschließt. Die berühmte Fabrik von Pagliarin und Franko.

Das Paar stieg aus, zur Besichtigung geneigt, mehr noch, um sich die steifen Glieder geschmeidig zu gehen.

Jutta mußte an dem Alten vorüber. Der Greis hatte ein Gesicht wie verrunzelte, gelbe, mürbe Leinwand und schaute mit erloschenen Augen und armseliger Miene auf sie. Sie warf ihm mitleidig ein Geldstück in den schäbigen Hut.

„Principessa,“ stotterte er enthusiastisch, „der Himmel möge Ihnen einen blühenden Knaben schenken!“

Wie von Blut überronnen war die junge Frau, in der Sekunde darauf sah sie schneeweiß aus.

Der Baron reichte ihr mit gekniffenen Lippen den Arm.

Sie betrachteten in der Werkstätte fünf Minuten lang das Einlegen der winzigen, bunten Glassplitter, die unter den Fingern der schlichten, mageren Mädchen zu Blumen und Arabesken wurden, sahen dem Blasen eines Spitzenglases zu, das der schweißstriefende Arbeiter mit halbnackter Brust flink und kunstfertig vor dem glutpeienden Schmelzofen ausführte. Sie ließen sich von einem jungen, geschneigelten Herrn durch die verschiedenen Magazine geleiten, zwischen grünschillernden, mit Perlmutter bekleideten Muschelmöbeln hin, die dem Boudoir der Meerkönigin entstammen konnten — an kohlschwarzen, überlebensgroßen, mit silbernen Lendenschürzen ausgestatteten Negerfiguren

vorbei, die hochgehobenen Lampen hielten oder kupferne Becken und goldene Schalen — an Spiegeln in feenhaften Fassungen und pittoresken Korallenrahmen — an Tausenden von zierlichen, absurden, geschmackvollen und geschmacklosen Nippes, die alle mittels Material, Form, Inschrift oder Malerei der Erinnerung dienten, der Erinnerung an die Traumstadt Venedig.

Sie waren fast am Ende. Auch hier war Morf rastlos im Zickzack gegangen, mit Augen, die alles und nichts sahen, ganz wie der Mensch, der von Dingen umgeben ist, die mit seiner Stimmung nicht im kleinsten Zusammenhang stehen.

Es war Jutta peinlich, daß ihr Gatte noch nicht den geringsten Einkauf gemacht, worin doch gewöhnlich die Dankbarkeit für die freundliche Führung sich äußert und wohin diese auch zielt.

Da fesselte ihn endlich ein Gegenstand, den er aufnahm und mit Interesse beschaute. Es war eine Zierdose mit einem Mosaikdeckel.

Der Verkäufer pries sie mit gewählten Worten. „Herr Graf, eine feine Arbeit! Etwas vom Feinsten, was wir haben! Die Abtönung der Farben ist wie Malerei. Der Kopf hier nach Paolo Veronese! Sehen, Herr Graf, er hat Ähnlichkeit mit Frau Gemahlin! Wahrhaftig! Vergleichen Sie!“

Bei dieser Schmeichelei, die nicht plump wirkte, weil die Ähnlichkeit wirklich sinnfällig war, trafen sich die Blicke der Gatten, der dunkle, feurig-schmachtende, den heimlichen Brand verratende in dem liebesbleichen Gesicht Morfs, und ihr hellgoldener, verhaltener, jede Regung verhüllender. —

Ein schnelles Begreifen löste die Steifheit von Juttas Zügen und überrieselte sie mit Verwirrung.

Der Baron zahlte einen exorbitanten Preis für das Kleinod, dann fuhren sie, weil die Sonne mit ihrem siegenden Strahlenrund das Gewölk gänzlich vertrieben hatte und die Himmelsdecke echt venezianisch dunkel und satt aufgespannt war, nach dem Lido, wo sie im Stabilimento einsilbig das Diner einnahmen.

Später lagerten sie sich am Badestrand in den samtfeinen Sand. Sie nahm Platz auf den Strunken eines Gebüsches, die vom Meersand zu einem weichen Sitz ausgefüllt waren, er legte sich vor ihre Füße.

Und ihre Blicke versanken in das sich verbindende und unsichtbar verschmelzende Blau des Himmels und des Meeres, auf dem die Fischersegler in braun und schwarz und orange wie Schmetterlinge im Azur flogen; wie Perlfalter, Trauermäntel, bunte Admirale in märchenhafter Größe.

Eine Illusion! Und wie jede Illusion beim Näherkommen schwindet, schwand auch diese, wenn man sah, wie der Luftzug in die schmutzigen, teerfleckigen Leinen blies, wenn man die ertösenden, streitenden Stimmen der Bemannung hörte.

Am Horizont, halb im Meer, halb im Himmel, glitten wie Kinderspielzeug klein, Weltfahrer in unbekannte Weiten.

Eine fließende Unterhaltung war nach dem Vorgefallenen zwischen diesen beiden Menschen nicht leicht und nicht gut möglich. Aber sie sprachen doch mehr und ungezwungener als bisher.

Auch Jutta schien jetzt erregt. Ihr Auge hatte eine große, dunkle Pupille; auf ihren Wangen lag es wie zartgefärbte Rosen.

In starker Liebesstimmung lag Morf im Sand. Für ihn gab es augenblicks niemand und nichts als die Frau, die er wahnsinnig liebte und die sein war und doch wieder nicht die er nie berührt hatte, mit Ausnahme der wenigen Bräutigamsküsse vor Zeugen, die ihm kein Genuß und kein Glück waren, weil er wußte, daß sie ruhig blieb darunter, daß sie nur auf hastiger Flucht in seine Arme geraten

war.

Er wühlte heimlich seine linke Hand durch den Sand und legte sie leise um den Spann ihres Fußes. Mochte sie glauben, es sei ein Stein oder ein Zweiglein.

Durch das Chevreauleder fühlte er die Wärme ihres Fleisches, er bildete sich ein, sogar das Pochen ihres Blutes zu fühlen. Seine Stirn wurde purpurrot. Die brutale, sinnliche Kraft erwachte in ihm. Sie schwellte seinen Mund, der gar nichts Sinnliches hatte, eher etwas Asketisches, Schmerzliches.

Mit verschleierten, schweren, flimmernden Augen sah er auf die Spaziergänger, die über den Sand schlürften, den die Ebbe freiließ, die entzückte Rufe ausstießen und Muscheln suchten und sie mit dem Federmesser öffneten, um den Kern, das schleimige, kleine Tier, genäschig, neugierig zu verschlucken oder mit lautem Ekel wieder auszuspucken. Er haßte die Störenfriede. Und doch waren sie seine Retter.

Nichts konnte er tun, nichts tat er als das eine: alle Liebeskraft strömte in seine Finger; er preßte sie wie Schrauben um Juttas Fuß.

Nach fünf Minuten schaute er auf. Sie hatte ihn nicht weggestoßen, mit keiner Regung abgewehrt. Ihr Kopf hing hintenüber, ihre Augen waren zu; sie atmete hastig.

„Jutta,“ fragte er wie gehaucht, mit gepreßter Stimme, „wollen wir die Nacht hier bleiben? Im Hotel? Auf dem Lido? Der Abend wird schön werden! Es kommt der Vollmond!“

„Ja!“ erwiderte sie leise und willig, ohne die Lider aufzuheben.

Sie speisten auf der offenen Veranda.

Die eleganten Schultern Juttas, ihr ovaler Kopf mit dem breiten Hut, der vornehm schwankenden Straußfeder darauf, der schmeichlerischen Spitzenstola um den Hals zeichneten eine reizvolle Silhouette in den hellen Abendhimmel, bis das Licht entzündet wurde, das dann alle Linien in seinem Blendkreis aufsaugte.

Jutta aß spärlich und trank viel vom Wein — eine teure Marke, ein Saft, der auf den Hängen des Vesuvs gereift war und doppeltes Feuer enthielt.

Es fiel Morf auf, um so mehr, da er mäßig trank, weil er fürchtete, die Herrschaft über sich ganz zu verlieren. Und es ernüchterte ihn ein wenig. Es ernüchterte ihn auch, daß ihre herrische Königinnenart durchbrach, die ihn an die Zeit seiner Schwäche erinnerte, und daß sie so fieberhaft fröhlich war, wie jemand, der vor etwas Schwerem steht und in den letzten Stunden sich krampfhaft betäuben will.

Seine Liebesstimmung wäre rasch darüber erloschen, aber eine seltsame, stille, duftige Koketterie des schönen Weibes warf Stroh auf die verglimmenden Funken, und es loderten neue Flammen auf. Ihm deuchte es natürlicher Liebreiz, das lockende Lächeln, das zärtlich-warme Schauen zwischendurch — an keinerlei Absicht dachte er. Kaum in Rausch versetzt, bemerkte er zu klar und sichtbar das schmerzliche Zucken des Mundes, das Irrlichtern einer Pein im Blick.

Und so hatten die Flammen keinen Bestand. An diesem Tage voll heftigen Liebesverlangens waren nun zum erstenmal seine Empfindlichkeit und sein Verdacht geweckt und riefen seinen Verstand in Aktion.

Ach, es war Angst, was Jutta hetzte! Einem Toren mochte die Heiterkeit echt erscheinen!

Angst! Nichts weiter.

Zu dem Entschluß gekommen, seinem Recht auf sie nicht entgegenzutreten, wand sie sich in wehem Wirrsal, und ihr Stolz wollte die innerliche Zerbrochenheit verhüllen mit Lachen und frohem Funkeln.

Ihm wurde eiskalt.

Hatte er erwartet, daß sie ihn in den wenigen Wochen

bereits lieben gelernt?

Unmöglich, auch wenn sie den festesten Willen besaß, den — anderen aus dem Herzen zu jagen — den anderen, der wie ein Meteor mit seiner Kunst und Persönlichkeit vor ihr Auge trat und sie faszinierte, daß Blick und Seele ihm zujubelten und mit ihm verborgene Zwiesprache hielten — viele Wochen lang.

Das löst sich nicht in wenig Wochen aus. . . Er dachte an seine Vorsätze, und sein Edelstes erwachte wieder. Er wollte nicht aufdringlich sein und eine Achtung verschmerzen, die er kaum erkämpft.

Er wollte ihr Zeit lassen.

Die Hotelgäste waren alle auf der Balkonterrasse versammelt, um den Mondaufgang zu betrachten.

Langsam entstieg der Mond dem Nachtdunst am Horizont, erst wie eine Sonne so groß und goldfarbig, und warf seinen Widerschein als zitternde, goldene Säule ins Meer, wo sie von Millionen goldener Funken umtanzt wurde. Langsam änderte sich das lebendige Gold in ein mattes, bleiches Silber, und die leuchtende Kugel rollte gemächlich ihren seit Jahrtausenden gleichen Weg — und mit ihr Milliarden Sterne, kleine und große, ferne und nahe, als freundliche Begleiter und liebliche Wächter der schlafenden Erde.

Das nun blaudunkle Meer schlug sanfte Wellen, ohne Krone und Schaummantel; sie glitten an den Strand wie eine Musik, die zum Träumen verführt, nur um die Pfosten der Veranda gurgelten sie kräftiger.

Ein fahrender Musikant spielte auf dem traditionellen Instrument Venezias, der Mandoline, mit der Virtuosität eines Künstlers eine Barcarole.

In jedem Gemüt cersank der Alltag, niemand dachte an ein Zuhause, an einen Beruf, an eine Sorge; man ließ sich von all dem Zauberhaften wiegen, das sich aus dem Spiel der Mondstrahlen mit den Adriawellen erzeugte, schlürfte die unendliche Schönheit ein, viele, um vielleicht fürs Leben davon zu zehren.

Morf und seine Frau zogen sich zurück. Die Luft wurde kühler; Jutta fröstelte.

Sie gingen eng nebeneinander durch den hellerleuchteten Korridor, Wolfram mit rastlos arbeitendem Gehirn, mit nochmals aufbrausendem Blut.

Als er die Finger auf die Klinke legte, schaute er ihr ins Gesicht, in dem eine Seite brannte und die zweite totenblaß war. Er schaute in ihre Augen und sah in ihnen eine unbeschreibliche Spannung, die ihm Verzweiflung dünkte.

Nur seine Wimpern zuckten. Dann beugte er sich tief über ihre Hand und küßte sie.

„Gute Nacht! Schlafe wohl!“ sagte er ernst und schritt lautlos auf dem Teppich zurück.

■ ■ ■

Die Sonnenglut, die den Mohn mit der feurigen Farbe des Lebens färbt und die Aehrenfelder reift, bis sie wallen im Juliwind wie goldene Wellen, und die Traube schwellend gedeihen läßt, daß sie köstlich am Stocke hängt, Augen und Sinnen zur Labe, und die Früchte der silberigen Maulbeerbäume zeitigt, lag über dem Valsuganatal.

Alle Kur- und Sommergäste des Badeortes Levico kamen erst gegen Abend aus den Häusern.

Graf Landshoff und der Konsul, der hier eine Villa besaß und jährlich seinen Urlaub da zubrachte, schlenderten die Poststraße aufwärts, im Anblick des anmutigen, grünen Hügelgeländes.

„Wissen Sie, wer mir heute vor die Nase lief?“ plauderte der kleine, bewegliche Currie, der so winzige, boshafte Auglein in seinem runden, rötlichen Kindergesicht hatte. „Allermann! Man sagt, er sei mit seinen Nerven völlig auf dem Hunde infolge einer gänzlich ungeordneten Lebensführung — man spricht von Kontraktbuch und Spiel und Weibergeschichten, von einer Trinkerleidenschaft, von einer

heimlichen Krankheit — die Phantasie der Fama ist in solchen Fällen dichterisch begabt und sehr fruchtbar! Er will sich hier flicken lassen. Mir sind Männer seines Schlages, leiblich schön und geistig zügellos, mit irgendeinem außergewöhnlichen Talent begabt und selbes nicht mit vollem Ernst nützend, sondern es allein als Quelle seichten Lebensgenusses ansehend, solch wurzellose Vaganten, ohne Heim und Herd, ohne Kind und Kegel, ohne Vaterland und Schollenliebe, solche — wie soll ich's nennen? — solche Lebenswüteriche, die sich sinnlos selbst vernichten, mehr als unsympathisch!“

„Mir nicht minder! Ich habe ihn nicht einmal als Künstler geschätzt!“

„Aber die Frauen, Herr Graf! Wie die Fliegen, sag' ich Ihnen, surren sie um den Künstler und den Mann! Und ich glaube sogar, die schöne Jukuff — wirklich, man hat mir da nachträglich noch mancherlei zugeflüstert.“ . . .

„Tratsch! Nichts als Tratsch!“ entgegnete Landshoff unwillig.

Currie schwieg und zwinkerte.

„Apropos, haben Sie gar nichts von den Neuvermählten gehört, Herr Graf?“

„Eigentlich nicht! Wenigstens nicht direkt!“ Unbehagen drückte das häßliche, aber gesunde Sportmanns Gesicht Landshoffs aus. „Morf war nicht eben mein Freund! Als ich aber bei Jukuffs mich verabschiedete — um für vier Wochen nach Nordamerika zu reisen — erwähnten sie auf meine Nachfrage, daß die Nachrichten spärlich einliefen und das Paar sich augenblicklich auf einer Fahrt an der tyrrhenischen Küste befinde. Sie haben sogar die Wahrscheinlichkeit geäußert, daß der Baron für die heißen Monate im Valsuganatal Aufenthalt nehmen werde, um ihn zugleich mit einer Badekur für seine Gattin zu verbinden!“

Die weißbewimperten Augen des Konsuls zwinkerten listig. Er räusperte sich.

„Hm, hm! So, so! Etwa gar in Levico selbst oder in Roncigno droben! Dann hätten Sie gleich heimatlichen Anschluß und blieben vielleicht zu meiner Freude noch eine Zeit hier, Herr Graf! Wenn Sie auch grade an keiner Neurose leiden, in irgend etwas kann Ihnen die Gegend sicher wohlthun!“

Landshoff lachte arglos.

„O vielleicht! Eigentlich kam ich ja nur spitzweise von der Schweiz her, auf ein, zwei Tage, um mich nach Ihnen umzusehen! Jetzt ist schon eine Woche hin! Für einen Junggesellen wie ich ist es übrigens eins, wo er ist, da oder dort. Die Welt ist überall grün!“

„Hm, hm! D—ja, d—ja, wenn man mit dem Grün allein zufrieden ist; wenn man nicht nach einem Blümlein, nach einer Rose Begehren hat! — Sie sollten auf die Freite gehen, Graf!“

Die Antwort übertönte der Lärm einer Sirene. Auf der sanft abfallenden Straße von Pergine her kam schärfer als erlaubt ein staubüberzogenes Automobil, das an den beiden flink zur Seite getretenen Passanten wie ein Blitz vorbeisauerte.

„Herrgott, war sie das nicht?“

„Wer?“ fragte gemächlich der Konsul, der seinen schwarzen, zu einem Besuche angelegten Anzug ärgerlich mit dem Taschentuch rein stäubte.

„Ich meine, waren sie das nicht, der Baron Morf mit Gemahlin? Sie hatten kein Auge für die auf der Straße simpel dahinwandernden Kreaturen!“

„Und ich hatte keins für die Insassen! Der Satan hole diese Fahrzeuge des Irrsinns! Da soll der Menschheit letzter Nerv nicht reißen! Und die Aerzte dürften die Zauberer sein und sie kunstvoll wieder verknüpfen, damit die tolle Sippe nachher mehr aushält als vorher!“

„Aber ich täusche mich kaum!“ meinte Landshoff und

blieb zögernd stehen. Sein Blick flog rückwärts, die staubverschleierte Straßenzeile hinunter.

„Sie mögen recht gesehen haben, Herr Graf! Wird sich ja herausstellen, d. h. wenn sie nicht etwa bloß durchgefahren sind! Ich muß ja hinein, hier, in die Villa! Sie werden kaum warten wollen, bis ich zurückkomme! Es wird lange dauern.“

„So! Dann nicht! Ich mache mir gern Bewegung. Wir sehen uns ja beim Abendessen wieder!“ Und eilig streckte er die Hand hin, und rasch ging er davon.

Ehe Currie im Haus war, eilte sein Gefährte schon davon. Auf der Schwelle verweilte der Konsul und schickte ihm einen spöttischen Blick nach.

„Da geht er hin, anscheinend voll Ruhe und Würde, innerlich bebend! War sie's? War sie's nicht? Oh, ich durchschaue dich seit einer Weile, Freund Gravitatus! Du tust nur so hochmütig, weil du weißt, daß du häßlich bist. Aber die Königin, die gewisse, hat an dir einen frewilligen, stillen, heimlichen, über alles ergebenden Sklaven, wohl fürs Leben, wie diese Sorte nun einmal ist.“

Der Chauffeur und der Hausknecht des Hotels brachten das mächtige Automobil vor die Garage und nahmen sofort die Reinigung vor.

Morf war auf sein Zimmer, Jutta auf das ihrige gegangen. Sie kleideten sich um, um vor der Abendtafel einen Spaziergang durch Levico zu machen.

Wie ein müdes Schattenbild stand die junge Frau inmitten des Raumes und ließ sich von der Zofe aus dem staubfarbenen Autodreß schälen.

Luise schüttete Wasser in das flache, große Waschbecken. Sie entpfropfte ein Fläschchen Eau de Cologne und goß die Hälfte dazu. Ein frischer, würziger Geruch stieg auf. Den buttergelben Schwamm holte sie aus der Elfenbeindose, überschwenkte ihn etlichemal und warf ihn ins Becken. In das Näpfchen wie ein Rosenblatt legte sie ein Stück duftender Seife.

„Gnädige Frau! — Frau Baronin!“

Als sei sie noch halb im Schlafe, trat Jutta an den Toilettentisch. Sie wusch sich mit matter Bewegung das Gesicht, den schlanken Hals, die feingeformten, fast mageren Arme, die Büste, von der Luise das spitzenbenähte Hemd zurückgestreift hatte.

Sie richtete keinen Blick in den über der Marmorplatte eingesenkten breiten Spiegel.

Die Zofe reichte ihr das Handtuch. „Befehlen Frau Baronin noch heute abend ein warmes Bad oder morgen früh?“

„Morgen!“

Die Lippen bewegten sich kaum; das Wort hatte keine Betonung.

Luise frisierte einen regungslosen Puppenkopf; sie kleidete eine Puppe in das hechtgraue, plissierte Etaminekleid, unter dem erdbeerrote Seide glänzte und diskret rauschte; sie setzte einer Puppe den grauen Glockenhut mit dem lebensähnlichen Malmaisonrosenkrantz auf, zog über steife Puppenfinger die langen, seidenen Spitzenhandschuhe und reichte dieser Marionette den weißen, flatterigen Marzellinschirm. Es war ein Wunder, daß sie ihn nicht fallen ließ — so schwach und wesenlos erschien Jutta.

„Befinden sich Frau Baronin nicht wohl?“ fragte die Dienerin mit gedämpfter Stimme.

„Ich bin nur müde!“ Wie zur Bekräftigung setzte sie sich schwer auf einen Stuhl am Fenster und wartete auf ihren Gatten.

Luise räumte das Zimmer in Ordnung.

Müde! Das Lied seit zehn Wochen! Der Baron hatte eine lustige Frau!

Ob sie sich überhaupt lieb hatten? War die Art ihres Verkehrs die adelige Feinheit oder — oder — sie ließ den

Gedanken offen; noch war sie sich nicht klar.

Lautlos verließ sie das Zimmer.

Das Fenster stand offen; der sandfarbene Store hing, sich manchmal sachte blähend, bis auf den Boden. Das Rollen der fernen Bahn, das Rasseln eines Wagens, Kinderlachen und Kreischen, Menschentritte, Stiefelklappern, abgerissene Worte, Hennengackern und Hundegebell klangen als innige Mischung regen, frohbewegten Sommerlebens an Juttas Ohr.

Unterhalb schlug jemand mit harten Fingern aufs Klavier, erst ein paar Töne, dann ein paar Akkorde, dann ein Vorspiel, weich und bestrickend — und dann eine Stimme — eine volle, dunkle, ausnehmend schöne Männerstimme mit kunstvoller Tonbildung, mit warmem sanftem Timbre. Sie sang irgendein Lied, eine Arie, ein Bruchstück, wer weiß was. Jutta betrachtete keine Note, nur die Stimme.

Die Stimme, die einst ihr Ohr aufgesogen mit leidenschaftlicher Begierde, die einst ihr Herz erschütterte und ihre Sinne mit Torheit vergiftet hatte!

Die Stimme, die einem Manne gehörte, der schmeidig und behend war wie ein griechischer Ringer — der war wie ein griechischer Gott, wenn man ihn mit Augen des Wohlgefallens ansah. —

Der Gedanke, daß dieser Mann ihr nahe war, drang in ihre Müdigkeit wie eine tödliche Last, wie eine abgescnellte Kugel, wie die Spitze einer Stichwaffe.

Die Arme sanken hinab; der Schirm rutschte auf den Teppich nieder; ihr Gesicht wurde leichenhaft. Mit einem martervollen Laut glitt ihr Kopf auf die Lehne; sie schloß die Augen.

Nach kurzer Frist trat ihr Gatte in das stille Zimmer. Unten war alles verstummt, die Stimme, das Klavier. Eine Italienerin erzählte auf der Straße mit schrillum Diskant einen albernem Vorgang; jedes Wort war zu verstehen.

Er eilte auf die Frau im Stuhl zu, die ihm den Eindruck einer Ohnmächtigen machte.

„Jutta!“

Sie öffnete die tiefliegenden, schwarzumrandeten Augen und richtete sie gehorsam nach dem Rufenden hin. Ihr Blick war leer; erst langsam kehrte er aus weiter, weiter Ferne zurück. Sie sah ihren Gatten, dem die Besorgnis im ernstesten Gesicht lag.

„Jutta, bist du krank?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nur meine Nerven, Wolfram! Nur müde! Nichts sonst als müde! Wenn du ohne mich gehen wolltest, wäre ich dir dankbar! Dann ruhe ich. Bis zum Abendtisch bin ich vielleicht wieder frisch!“

„Und morgen konsultierst du einen Arzt, Professor Davlio, den du bereits kennst, oder einen anderen. Aber du tust es! Und wirst hier eine Kur für deine Nerven gebrauchen, wie du mir's versprochen hast?“

„Ich werde es tun!“

Ein wenig zögernd, einmal und noch einmal auf sie schauend, ging er und ließ sie nach ihrem Wunsch allein. Sie starrte auf die Tür, die er sacht und schonend zuge drückt, und in ihre Augen schoß etwas Heißes.

Morf wanderte durch den Park des Stabilimento Balneare zwischen den Blumenbeeten, Nadelholzgruppen und römischen Statuetten in qualvollen Gedanken.

Jutta machte ihm Sorge. Diese stille, von Tag zu Tag hinschwindende, apathische Frau preßte ihm die Seele klein, entnervte ihn.

Es war anders und alles gegen seine Erwartung eingetroffen. Er hatte Vorstellungen von Kämpfen gehabt, von stürmischen Kämpfen zwischen ihm und seinem stolzen, eigenwilligen, in Torenleidenschaft gefangenen Weibe, dem von ihm gereizten und verletzten Weibe! Und wo Kämpfe, da Siege!

Er hatte von einem unfehlbaren Sieg geträumt, über ihr Gefühl für einen unwerten Menschen, von einem sicheren Sieg über ihre Erinnerung an ihn, von einem unausbleiblichen Sieg über Jutta, die geliebteste, schönste, wonnigste Frau, von einem berausenden Sieg über das süßeste Herz, daß es endlich nur für ihn klopfe, zu ihm strebe und zu ihm schwur.

Nichts von dem! Jede Berechnung trügerisch! Alles anders, als er gehofft!

Ihre Stummheit, ihre unwandelbare Gleichgültigkeit, ihre rätselhafte Müdigkeit waren eine Folge und ein Mantel innerer Marter.

Sie konnte mit ihrer ihr selbst unwillkommenen Liebe nicht fertig werden!

Das mußte er sich sagen.

Er ließ Jutta schweigend gewähren. Er gab alles auf. Er fragte sie nichts mehr, wie so oft im Anfang, ob sie es vielleicht bereue, daß sie bei ihm Zuflucht gesucht — oder ob er eine Schuld trug an ihrem Verhältnis — er gab ihr weiter kein gutes und kein zorniges Wort mehr, wie es ihm zuweilen entschlüpfte war; er bestand auf nichts, denn an ihrer Gleichgültigkeit fiel jedes Wort ohne Ergebnis ab.

Er war vollständig zerrissen.

Nur die Freßzangen einer wütenden Eifersucht fühlte er in seiner Brust, fühlte, wie sie gierig von seinem Lebenssaft zehrten.

Er beschwichtigte seine Angst mit Härte und würgte seine Liebe hinunter und harrete machtlos auf irgend eine wunderbare Erlösung aus diesem unglücklichen Zustand.

Eine Strecke hinter ihm schritt ein großer, eleganter Mann mit der Flamme der Künstlerschaft im Auge. Ein schöner Mann! Die Frauen und Mädchen drehten sich nach ihm um.

Sie schauten nach dem Manne, der alltäglich die Worte schöner Leidenschaft im Munde führt und immer die Liebe mimt, die alles, das kleinste und elendeste Leben erklären-de Liebe!

Ein solcher Mann muß den Frauen unbedingt hochinteressant sein, denn jedes Frauenherz ist gefesselt, wenn es von Liebe hört. Und das Frauenherz ist die Heimstätte aller Liebe! Da ist sie gebogen, während der Mann im Streit und Ringen steht; von da fließt sie aus in tausend Quellen, und dahin strömt sie zurück!

Und wie die Dürre und Engherzigkeit dem Bureaukraten anhaftet, die kühle Berechnung dem Kaufmann und die scharfe Besonnenheit dem Arzt und jedem andern ein Abzeichen seines Tuns aufdrückt, so glitzert in dem Auge des Bühnenkünstlers auch im Tageslicht ein Funke der hochgefeierten Liebe; sie spricht aus seinen von erhöhter Empfindung markierten Zügen, sie schwebt auf seinem bartlosen, jünglingshaften Mund und zittert von da hinüber zu ihrer Heimat.

Die weltkundigen Begleiter der Mädchen und Frauen mochten noch mehr sehen in dem auffallenden Antlitz des Spaziergängers: die schlaffe, um die Augen leicht gedunsene Haut, die verlebten Mundwinkel, den Blick, dem sich alles enthüllt hatte.

Er setzte sich auf eine Ruhebänk.

Morf lenkte seine Schritte zurück. Jede Sekunde konnte ihm den Mann zeigen, an dem kein weibliches Wesen vorüberging, ohne ihn zu beachten.

Als sich die Tür vorhin hinter ihm geschlossen hatte und Jutta allein im Zimmer blieb, klang ein martervoller Seufzer durch den Raum.

Juttas Augen schauten durch das Zimmer leer und seelenlos.

Dann erhob sie sich mit einem Ruck.

„Jetzt ist es Zeit!“

Dünger

Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger
mit garantiertem Gehalt, sicherer
Wirkung.

FERNANDO HACKRADT

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT,
Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99
Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: H A C K R A T O S

Caixa de Correio 566.

Sie klingelte nach ihrer Zofe.

Luiſe nahm ihr den Hut ab und zog die ſeidenen Handschuhe von den muskellosen Händen. Sie brachte auf Geheiß ein Glas Wein und holte aus dem Reisekoffer eine lange, schmale Kasette aus grünem Leder mit gelben Metallbeschlägen an den Ecken und eingemalten Veilchen auf dem Deckel, Die Lieblingsblumen der Baronin.

Beides stellte sie auf den hochbeinigen Schreibtisch aus Polisanderholz.

An diesen stetzte sich Jutta mit Entschlossenheit in Haltung und Mienen.

In den beobachtenden Zofenaugen erwachte Staunen.

Die Herrin winkte ihr, daß sie sich entfernen solle. Aber ehe sie noch an der Tür war, wurde sie zurückgerufen.

„Ich schenke Ihnen den Abend Luiſe, Sie können ihn verbringen, wo und wie Sie wollen! Ich brauche Sie heute gar nicht mehr und werde mich selbst bedienen!“

Luiſe eilte beglückt zu einem dankbaren Handkuß zu ihr hin und tänzelte aus dem Zimmer, die Freude in jedem Tritt und jeder Bewegung.

Jutta schloß die Kasette auf, entnahm ihr einen mit Krone und Wappen geschmückten Briefbogen und ein kleines Päckchen, das sie in die Tasche steckte.

Sie begann zu schreiben.

Sie schrieb nicht, wie man sonst wichtige Briefe schreibt. Sie besann sich nicht, sie mußte sich keinen Ausdruck abringen und nach keinem Wort suchen; sie war nicht unzufrieden mit dem Hingesetzten, zerriß nicht den Bogen, um einen zweiten oder dritten zu benutzen, sie beschrieb den einen und ersten mit flüchtiger Schrift, wie ein Mensch, der entweder Alltägliches zu sagen hat oder in dem das, was er offenbaren will, bereits seit langem klar und unverrückbar feststeht.

Sie war fertig, faltete den Bogen, ohne ihn nochmals zu lesen, schob ihn in die Enveloppe, klebte sie zu und siegelte sie mit einem großen Goldlacktropfen und ihrem Petschaft.

Um die Adresse zu schreiben, tauchte sie die Feder wieder in die Tinte. Aber ehe sie jene auf's Papier setzte, stieß eine wilde, rücksichtslose Hand die Tür auf.

Ihr Gatte stürzte herein, Verstörung und Blässe im Gesicht. Hinter den Zwickergläsern funkelten seine Augen tigerhaft. Er war entsetzt von einer argwöhnischen Empfindung, von einem häßlichen Gedanken.

Sein Blick forschte stechend durchs Zimmer, dann wählte er sich in Juttas Züge.

„Du weißt es?“ schrie er sie an.

Im Schrecken über sein Eindringen war sie aufgesprungen. Stolz und aufrecht empfing sie ihn, wie einst in ihren Königinnentagen.

Sie war schon lange nicht mehr so schön und frisch, mit lebhaftem Auge und bewegtem Mienenspiel, so mit dem Reiz der Elastizität vor ihm gestanden.

Er lächelte bitter.

„Du weißt es, daß er hier ist!“

„Wer?“ fragte sie, die Finger auf ihren Brief gespreitet.

„Ich mag ihn nicht nennen! Ich mag seinen Namen nicht sagen! Ich müßte ersticken daran! Es gibt nur einen Menschen zwischen uns! Dir ist er bekannt! Du weißt, wen ich meine! Leugne nicht! Verstelle dich nicht! Gestehe es!“

Ihre Gestalt war schon wieder zusammengesunken, die Regsamkeit ihrer Mienen verschwunden; in alter Schläffigkeit ließ sie sich auf den Stuhl nieder.

Sie nickte nur mit dem Kopf, aufrichtig, aber ganz gleichgültig.

Arterien zum Bersten, brannte in seinen Augäpfeln.

Das Blut flutete Morf bis unter die Haare, füllte alle Arterien zum Bersten, brannte in seinen Augäpfeln.

„Also so war's gemeint! Du willst mich betrügen! Du willst hinter meinem Rücken nach einem Liebesglück greifen, für das du den ehrlichen Kaufpreis einer ganzen Hingabe, einer Hingabe äußerer Eitelkeiten nicht zahlen wolltest! Ich sollte der Schild sein für verstohlene Gelüste, der blitzblanke Schild für die makelsüchtige, für die hochmütige, für die erbarmungslos verurteilende Welt! Ich, der ich wohl wußte, daß ich einem Weibe mit unfreiem Herzen meinen Namen gab — der ich es tat in dem Wahn, dieses Weib sei ein stolzer, sich seiner Würde bewußter Mensch! Ich, der ich auf mein Recht auf deinen körperlichen Besitz verzichtete, aus hundert Gründen; weil es mir verhaßt war, nur auf mein derbes Recht hin ein Weib zu umarmen — weil ich zu stolz war, ein Weib, das mich nicht liebt und an einen anderen denkt, an meiner Brust zu halten — weil ich deine Empfindungen schonen wollte — weil ich hoffte — ach, was hoffte ich?! Du brauchst es nicht zu hören! Was liegt dir daran?!

Ich, der ich dich liebte mit unaussprechlicher Kraft! Und ich hätte diesem — diesem Manne — dieser Mischung von Teufel und Gott — ich nenne nicht ohne Absicht den Teufel zuerst — ich hätte ihm in grenzenloser Dummheit, die man nach meinem früheren Verhalten bei mir suchen konnte den ungeschmälerten Schatz preisgegeben, und ich wäre bettelarm geblieben?! Er hätte geschwelgt und ich gedarrt! Er wäre dein König gewesen und ich dein Narr! Jutta, was hättest du aus mir gemacht! Einen Hanswurst, über den du mit deinem Liebhaber gelacht hättest in innermeßlichem Ergötzen!“

Morf mußte Luft schöpfen.

Jutta saß zusammengekauert im Stuhl und atmete kaum. Sie war nicht aufgesprungen, kein Zug zeigte Entsetzen, kein Blick Empörung. Man sah es, die unerklärliche Gleichgültigkeit dieser Frau ging bis ins Innerste; sie hatte jeden Nerv ergriffen, jeden Muskel befallen, das Mark ehmüdet, das Herz zur bloßen Maschine gemacht.

Mit Anstrengung sagte sie, ganz leise und seltsam gelassen: „Beruhige dich, Wolfram! Alles, was du da sprichst, ist Wahnsinn! Durch Zufall ist mir bekannt, daß dieser Mann da ist! Daß ich hier bin, weiß er kaum. Von mir

nicht. Ich sah ihn nicht mehr, seit ich deine Frau bin! Ich stehe in keiner Verbindung mit ihm. Ich fühle nichts mehr für ihn, schon eine lange Weile nichts mehr als Abscheu!“

Ihr Gatte lachte; die Wände schallten davon.

„Und du denkst, ich sollte diese Legende glauben, gutmütig, wie immer, glauben! Ich sollte mich weiter täuschen lassen durch dein Wesen, das sich in geheimer Sehnsucht aufreibt, deine Apathie, die gegen mich gerichtet ist! Du wechselst zum Truge vielleicht die Personen: den Abscheu last du vor mir! Doch er nützt dir nichts! Und dem anderen auch nichts! Nichts, nichts, gar nichts, alle Komödie und List! Euer Ziel erreicht ihr nicht! Du hast mich verkannt! Ich bin nicht der traurige Bajazzo — ich tanze nicht nach fremder Musik! Ich lasse mich nicht betrügen! Und ich — ich verzichte nicht auf dich! Niemals, aber niemals! Vor Gott und der Menschheit bist du mein, und vor dir und mir wirst du es werden! Noch heute nacht wirst du es werden, und wenn du in meinen Armen sterben solltest!“

Ich habe keine Bedenken mehr, keinen Stolz mehr, keine Hoffnung mehr. Ich will nichts wissen von Zartsinn und anderen verrückten Empfindungen — ich will nur mein Recht, mein ausschließliches, mir allein zustehendes Recht!

Und jetzt, jetzt verlassen wir diesen Ort! In dieser Stunde! Sofort! Ich würde zum Rasenden werden in dieser Luft. In einer halben Stunde will ich Levico im Rücken haben! Aber kein Meter weiche ich vom Fleck ohne dich — rufe deine Zofe!

„Ich habe Luise den ganzen Abend freigegeben!“ erklang die matte Stimme.

„Ah — sieh da! Begreiflich, wenn man den bestellten Liebhaber empfangen will! Wir brauchen sie nicht. Hier ist dein Mantel!“

Er hob sie rauh aus dem Stuhl und warf den grauen Ledermantel über die zarte Toilette der widerstandslosen Frau.

„Mache dich fertig, und dann folge mir!“

Während sie die Kappe aufsetzte und den Schleier band und nach Handschuhen griff, still, in tiefer Versunkenheit, entdeckte er den Brief auf der Schreibtischplatte. Höhnisch lachte er. Sein Lachen und sein Gesicht hatten etwas Mephistophelisches.

„Das Billetdoux, das dem Geliebten die Stunde der holden Zusammenkunft angeben soll! Die Lektüre wird mich erquickern!“

Sie stürzte auf ihn zu. „Den Brief gib mir, Wolfram! Ich bitte dich!“

„Ei, das bringt Wallung in dein Blut! Endlich! Den Brief behalte ich!“

„Dann versprich mir, ihn vor morgen abend nicht zu lesen!“ flichte sie.

„Du bist naiv, Jutta! Ich lese ihn, wann ich will!“ entgegnete er grob und senkte ihn in seine Tasehe. „Und jetzt folge mir!“

Verächtlich senkte sich sein Blick auf sie. So stumm und so willenlos und ganz ohne Widerrede gehorchte nur ein mit Schuldbewußtsein beladener Mensch. Während er sich auf seinem Zimmer fertig machte — Jutta saß dabei auf einem Stuhl und schaute starr aus dem Fenster — ließ er nach dem Chauffeur rufen.

Der Kellner machte eine verdutzte Miene.

„Herr Graf, wir dachten, Sie hätten dem Mann Urlaub gewährt? Er ist eben mit der Zofe der gnädigsten Frau Gräfin nach Caldonazzo zur Tanzmusik.“

Morf runzelte die Stirn.

„Gut!“ sagte er rasch und kurz. „Man lasse mir meinen Wagen bereitstellen; ich fahre selbst!“

Nach einigen Anweisungen wegen Dienerschaft, Gepäck und Rechnungsstellung und -berichtigung bot er seiner

„FAMA“

Asbestfussboden, ohne Fugen, garantiert feuersicher, wasserundurchlässig und sehr widerstandsfähig, gegen Kälte und Hitze indifferent. Seit vielen Jahren vorzüglich bewährt und bei den ersten deutschen Behörden eingeführt. Für Krankenhäuser, Schulen, öffentliche Gebäude, Geschäftshäuser und Fabriken etc. vorzüglich geeignet. Uebertrifft jedes andere Fabrikat!

I. Referenzen! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien an kapitalkräftige Firmen abgegeben, ferner die Lieferung von fertig gemischtem Material übernommen.

Kunstmarmor, dem echten täuschend ähnlich, in Platten und in jedem Dessin!

Hannoversche Steinhölzfabrik „Fama“ G. m. b. H., Hannover.

Gattin den Arm, und sie gingen die Treppe hinab, durchs Vestibül ins Freie, wo die ersten Dämmerungsschatten heranzogen.

Sie schritt in gebeugter Haltung, mit gesenktem Kopf; ihre zarte Toilette lugte befremdend unter dem Ledermantel vor; er, hochaufgerichtet, beherrschend, den Aufruhr der letzten Stundo, den Aufruhr seines Innern deutlich ins Gesicht geprägt.

Er sah nicht rechts und nicht links und sah den Grafen Landshoff nicht, der eben ins Hotel zurückkehrte und wie in Versteinerung auf die Frau schaute, die sich so furchtbar verwandelt hatte.

Aus der Königin schien eine Hörige geworden; der „Trabant“, der „Lakai“ hatte sich zum Machthaber entwickelt!

Juttas Blick streifte Landshoff, ohne ihn zu bemerken oder ihn zu erkennen. Er stach ihm durchs Herz. Wie erloschen, wie unirdisch diese einst so siegesgewissen, goldenen Augen!

Der Baron hob sie in den Wagen, unternahm eine flüchtige Prüfung der Maschine mit der Art eines Kenners und bestieg hierauf den Chauffeursitz. Er ließ die Schutzbrille über die Augen fallen, drehte an den Kurbeln, die Maschine begann taktmäßig zu arbeiten.

Ein Puffen, Knattern, Schnauben, Tuten, als wollte der stattliche Wagen in der folgenden Minute bombengleich platzen und in tausend Teilen den neugierigen Umstehenden an den Kopf fliegen, dann ein Stampfen, und mit ruhigem Gleiten fing er an zu rollen — sacht und linde erst, wie spielend, dann in eine rapide Geschwindigkeit übergehend. Die Hupe ertönte laut und warnend.

Eine Schar Kinder floh schreiend auseinander; eine Schar Hühner stob krächzend nach allen Seiten, eins blieb am Platze und schlug im Todeskampf mit den Flügeln, daß der dickliegende Staub wie mit Händen geworfen umhértflog.

Das Auto war außer Gesichtweite.

Die Leute sammelten sich um den sterbenden Vogel und schimpften und zeterten.

Landshoff blickte mit Blässe auf den Wangen zum Hotelier auf, der selbst ein wenig betroffen dreinschaute.

„Sie können mir ein Reitpferd oder ein Rad für etliche Stunden zur Benutzung überlassen?“

„Jawohl, Herr Graf! Ein Pferd, etwas schwer, aber nicht ohne Temperament! Es trabt vortrefflich unterm Mann. Auch ein Rad — mein eigenes. Die herrlichen Straßen hier herum sind zum Radeln geradezu verführerisch!“

Er stieß eine Tür an der nahen Seitenfront des Hauses auf und wies auf die spiegelrein gesegte Maschine.

Nach fünf Minuten trat Landshoff die Pedale; er war im Promenadenanzug.

Es war purer Blödsinn, dem Selbstrenner nachzujagen. Aber er konnte das Gefühl in seiner Brust nicht tilgen, als sei nicht alles in Ordnung gewesen bei den beiden, als müsse ihnen irgendein Unglück geschehen und seine Hilfe nötig machen.

* * *

Ueber dem Garten des Trientiner Krankenhauses jagten sich die Stadtschwalben. Den schrillen Sommerpfliff „Skrü, Skrü!“ ausstoßend, schwirrten sie im Kreis, schossen mit

den schmalen, spitzen Flügeln in die Höhe und mit verblüffender Schnelle wieder nieder, steuerten mit den schlanken Gabelschwänzen im launischen Zick-Zack hin und her einzelne ausgelassene, vielleicht beutegierige, überschlugen sich, um in der Sekunde darauf mit den stahlblauen Fittichen auf das ruhigste die Luft zu durchschwimmen.

Baron Morf saß, den linken Arm verbunden, am Fenster seines Separatzimmers und schaute dem Spiel, dem lieblichen graziösen Haschen und Necken zu.

Es waren fünf Tage seit dem Unglück auf der Trientina Poststraße — fünf Tage, seitdem man Jutta und ihn unter dem umgestürzten Automobil hervorgeholt hatte, vergangen — beide bewußtlos.

Das Krachen der Telegraphenstange knatterte ihm noch in den Ohren. Es war das letzte gewesen, was er vernommen. Als er erwachte, lag er in diesem Raum, in dieser Stille zwischen diesen leeren Wänden, abgemagert und elend, die Stirn verflastert, die Wangen voll Schrunden — hinter diesen weißen, friedlichen Gardinen, und das heitere Friedensgesicht einer Nonne lächelt ihn an.

„Jutta? Wo ist Jutta?“

Er fragte mit den Augen, mit dem Mund, mit dem ganzen, heftig aufschnellenden Körper. Sachte drückte er die Pflegerhände zurück, und die Lippen, die nur Geben kannten und gehorsames Schweigen und sanftes Befehlen und wohl zuweilen einen heimlichen Seufzer, die gottgeweihten Lippen sagten mit prophetischer Stimme: „Ihre Frau lebt und Ihre Frau wird wieder genesen!“

Er wollte mehr wissen; er drängte.

Sie legte ihm, als Beispiel, den Finger an den von aller Weltlust reinen Mund.

„Sie ist verletzt, aber nicht gefährlich! Danken wir dem lieben Gott!“

Damit mußte er sich zufriedengeben.

Er fühlte sich schon am dritten Tage ordentlich we und munter, bis auf die tiefe Fleischwunde am Arm, die infolge eingedrungenen Schmutzes Schwierigkeiten machte.

Jetzt erwartete er Landshoff.

Man hatte ihm mitgeteilt, daß dieser Herr zuerst die Unglücksstelle gekommen und auf das sorgsamste, sie beide bemüht gewesen sei, bis sie geborgen und in rufenenn Hilfhänden waren.

Landshoff war ihm eigentlich ein unsympathischer Mensch. So ein Sportfex, der aufging in der Betätigung seiner Muskeln und den Tag mit sinnfälligen Handlungen füllte. Ein solcher besaß für Morf, der mehr verinnerlicht war und sich lieber ästhetisch und geistig beschäftigte, keine Anziehungskraft, und er war ihm deshalb nicht nähergetreten, obwohl er bei Jukkuffs ein fleißiger und regelmäßiger Gast gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Wer heiratet

19jhr. Bürgerstocht., einz. Kind, 400,000, 21jhr. Fr. 150,000 Vm.? Viele hundert and. verm. Damen! Herr wenn a. ohn. Verm., bei den. rasche Heir. mögl., w. s. m. L. Schlesinger, Berlin, 18.